Golo Raimund's

Novellen.

Novellen

von

Golo Raimund.

Band I.

Zwei Bräute.

Hannover.
Carl Rümpler.
1857.

Zwei Bräute.

Novelle

von

Golo Raimund.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1857.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Zwei Bräute.

Novelle

von

Golo Raimund.

Der December war herangekommen, es schien ein harter Winter werden zu wollen, es hatte schon stark geschneit und Berg und Thal schlummerten unter der weißen Decke so weit der Blick die stille Landschaft überflog, kaum daß in der Ebene die große Landstraße sich auszeichnete durch eine etwas grauere, trübere Färbung in der weißen, glänzenden Fläche. Auch auf der großen Straße sah man nur wenig Verkehr; es war ein kalter Tag, wer es nicht nöthig hatte hinaus zu gehen, der schonte sich und sein Vieh und blieb daheim, und deshalb war es auch still auf den Gütern, auf denen es im Sommer nicht an Besuch fehlte und lauter Lustbarkeit. Still war es, aber nicht öde, das zeigt uns ein einziger Blick in das gemüthliche Zimmer eines schönen, schloßähnlichen Gebäudes, das einem der bedeutendsten Güter angehörte, die in der Ebene zerstreut lagen. Barnrode war eine Besitzung ohnweit

der großen Landstraße, mit nahe an tausend Morgen der fruchtbarsten Äcker und herrlichsten Waldungen und einem alten, ehrwürdigen Schlosse, dessen Mauern von einem vergangenen Jahrhundert sprachen und den Schmuck der neuen Zeit verschmähten. Ein breiter Graben, der jetzt mit einer festen Eisdecke überzogen war, lief rund um die im Viereck aufgeführten Gebäude, die einen großen Hof einschlossen. Man entdeckte keine Spur der Neuerung an dem stattlichen Bau, nur die Zugbrücken der alten Zeit waren verschwunden, an ihre Stelle waren breite, feste, gemauerte Brücken getreten, mit einem schönen Eisengeländer versehen. Wenn man in den Hofraum trat, so sah man sich sogleich in das Treiben der Landwirthschaft versetzt, denn hier und in den Wirthschaftsgebäuden entfaltete sich jene rührige Thätigkeit, die sich auch im Winter auf den Ökonomieen kund giebt.

So geschäftig es nun auch in den Wirthschaftsgebäuden herging, so still war es im Herrenhause; und doch war es heimlich und gemüthlich, warm und bequem. Die Sonne ging schon zur Neige, ihre letzten Strahlen fielen schräg in ein hohes, freundliches Gemach, beleuchteten die Wände, streiften

die Blumen, die in Töpfen zwischen den Doppelfenstern blühten und küßten zum letzten Gruße den Scheitel eines jungen Mädchens, das den Kopf tief niederbeugte auf ein Buch, welches auf ihren Knieen ruhte. Eine tiefe, behagliche Stille lag über dem Zimmer; die wohlthuende Wärme, die duftenden Blumen verbannten jede Erinnerung an die Unannehmlichkeit des Winters, die schöne Mädchengestalt am Fenster war der verkörperte Lenz. An der gegenüberliegenden Wand stand ein Sopha, in der Ecke desselben schlummerte eine alte Frau und zu ihren Füßen, zu einem runden Knäuel zusammengekrümmt, lag eine schön gefleckte Katze und schnurrte leise. Die Augen der Matrone waren geschlossen, aber es bedurfte keines prüfenden Blickes in diesen Spiegel der Seele, um in den gealterten Zügen Güte und Milde zu entdecken. Der Geist der Ruhe, der über dem Gemache lag, das war ihr Geist, und gab Zeugniß von ihrem Sinne für Schönheit und Gemüthlichkeit. Ein weicher Teppich bedeckte den Boden und reiche Vorhänge milderten das Licht, das hell durch die hohen Fenster fiel. Schöne Gemälde schmückten die Wände, seltene Blumen dufteten am Fenster und ein geöffneter

Flügel zeigte, daß die Gebieterin dieser Räume Musik hörte und liebte.

Das junge Mädchen las still weiter; dann und wann erhob sie den Blick und richtete ihn auf die alte Frau, oder auf die Stutzuhr über dem Sopha. Endlich schlug es vier Uhr; sie machte das Buch zu, erhob sich, und fast gleichzeitig öffnete sich die Flügelthür und ein alter Bedienter, in einfache graue Livree gekleidet, trat ein mit einem Theebrett voll Kaffeegeschirr. Geräuschlos ordnete er es auf dem runden Tische, der vor dem Sopha stand, zündete die Spirituslampe an, setzte den altmodischen Theekessel von schwerem Silber, mit Wasser gefüllt, darauf und entfernte sich wieder mit leisem Schritt. Das junge Mädchen begann den Kaffee zu bereiten, und sie that das mit einer Anmuth und stillen Geschäftigkeit, wie sie nur die tägliche Gewohnheit verleiht. Nach einer Viertelstunde hatte sie ihre kleine Arbeit verrichtet, sie näherte sich dem Sopha und küßte die alte Frau auf die runzliche Wange.

„Wach auf, Großmütterchen," sagte sie liebreich, „es ist vier Uhr, und der Kaffee ist fertig."

Die Alte rieb sich die Augen. „Schon, mein Herz? Nun, ich kann es mir gefallen lassen, in

meinem Alter da thut der Schlaf wohl gut und man hat auf der Welt nicht mehr viel zu wirken, aber von mir kann ich Gottlob sagen, daß das Erwachen nicht schlechter ist als die freundlichen Träume. Wem solch ein liebes Kind, eine so treue Pflegerin gegeben ist, der darf sich des Lebens und Wachens wohl freuen."

Das junge Mädchen lächelte dankbar, sie hatte unterdeß den braunen Trank eingeschenkt und schob der Großmutter eine Tasse vor ihren Platz. „Was hattest Du denn Schönes geträumt?"

„Du weißt wohl, Felicitas," erwiederte die Alte, „was uns unablässig bewegt im Leben, unser Wünschen und Hoffen, das schleicht sich gar leicht in unsere Träume und gestaltet sich da zum Bilde. Und da sah ich denn im Traume, was mir der Herrgott im Leben vielleicht nicht zu schauen vergönnt hat, ich sah mein Herzenskind im Myrthenkranze, ich hörte die Glocken läuten, ich sang mit der Gemeinde: Nun danket Alle Gott."

Felicitas hatte nachdenkend zugehört. „Ist es denn durchaus nothwendig, daß ein Mächen sich verheirathet? Meinem Leben fehlt ja nichts, nicht Schutz, noch Liebe, noch Freude; Du giebst mir

ja Alles. Darum laß uns nur immer zusammen bleiben, Großmütterchen, ich bin glücklich hier."

„Aber, Felicitas," sagte die alte Frau, „bedenkst Du denn nicht, daß meine Tage gezählt sind, daß Du vielleicht bald schutzlos bist? Würde es nicht ein Trost für mich sein, Dich unter der liebenden Obhut eines geliebten Mannes zu wissen, wenn ich scheide? Ja, wenn ich Dich geborgen wüßte im Hause Deines Vaters, so recht nach meinem Sinn und Deinem Herzensbedürfniß, das würde mir die letzte Stunde erleichtern. Aber das Glück hat mir Gott versagt, und wenn Du nicht verheirathet bist wenn ich sterbe, wo fändest Du eine andere schickliche Zufluchtsstätte als im Vaterhause?"

„Bei den Ursulinerinnen," antwortete Felicitas unbefangen und deutete mit der Hand hinüber nach dem nah gelegenen Kloster.

Die alte Frau zuckte schmerzlich zusammen. „Sag' das nicht, mein Kind, o sag' es nicht. Du kennst sie nicht, die Liebe, dies allein seligmachende Gefühl des Herzens, das zu Gott führt, sicherer wie Priester und Kirche; Du kennst sie nicht, diese heilige Flamme, die mein altes Herz warm erhalten

hat bis in meine späten Tage und mein Leben verklärt mit süßer Erinnerung, die mich gleich mächtig mit Gott und den Menschen verknüpft hat. Denn ob er auch todt ist, der Gatte meiner Jugend, er ist ewig mein, ewig wie der Segen des Himmels, der in der Liebe ruht. Sieh, ich bin nicht katholisch, wie mein Mann, wie mein einziges Kind, und wie Du; aber in der Liebe sind und fühlen wir Alle gleich, die haben nicht Menschen gedeutet nach ihrem Sinn, die stammt von Gott und darum erscheint sie uns Allen dieselbe. Das kann auch ich, die Andersgläubige beurtheilen, daß das Heil nicht hinter jenen dunklen Mauern erblüht, und glaubst Du mir nicht, so sieh auf Deine Mutter, sie hat es bewiesen durch ihr Leben und Sterben, daß es einen schönern Weg zum Frieden und zum Himmel giebt, als den ins Kloster, und sie war Katholikin wie Du. Nein, Dein Platz ist weder dort noch bei mir, das sehe ich eben klarer als je, Dein Platz ist draußen in der Welt, wo Liebe blüht und Freude. Und deshalb sehe ich Dich morgen mit Freuden scheiden und bitte Gott, er wolle Deine Rückkehr ins Vaterhaus gesegnet sein lassen. Widersprich mir nicht, mein Kind,

versuche es wenigstens; und wenn Du abermals heimkehrst, unverstanden, unbeachtet, wenn Du auf Deiner Wanderung nicht gefunden, was ich so heiß für Dich erflehe, dann will ich nicht eingreifen in Dein Schicksal und deine Wünsche, dann wollen wir es Gott anheimstellen, wohin er Dich führt. Du bist neunzehn Jahre, es ist ja nicht möglich, daß Du so ganz unempfindlich bist gegen das Glück und die Freude des Lebens, gegen ein treues Gefühl und warme Anerkennung."

„Großmutter," antwortete Felicitas, und um den feingeschnittenen Mund flog ein bitterer Zug, „wie magst Du mir mit solchen trügerischen Worten Lust und Muth einsprechen wollen? Du weißt es doch, daß mich Niemand liebt, als Catharina und Du, und vielleicht in der Stille der Vater. Anerkennung — wofür, für das unselige Geld, was mein Leben vergiftet? O, meine Mutter hat es mir gesagt, tagtäglich, so oft, daß ich's nimmer vergesse. So oft ein Mädchenherz in Freundschaft dem meinen sich näherte, hieß es: „Eine reiche Erbin hat immer Freunde;" nahm der Vater mich als Kind auf den Schoß, so hörte ich die bittern Worte: „Ein reiches Kind ist stets das Lieblings-

kind," und die Huldigungen der Männer hat die Mutter mit dem Ausspruch mir vergiftet, daß Geld immer Freier findet. Kleide ich mich einfach, so bemerkt sie, daß das der Hochmuth des Reichthums sei; suche ich am nächsten Tage meinen Fehler gut zu machen, so stellt sie Vergleiche zwischen mir und meiner Schwester Marie an, die mir im Herzen wehe thun. O, Großmutter, dies Geld drückt mich unsäglich, es ist die Schranke zwischen mir und meinem Selbstgefühle. Hier finde ich Liebe, ich, Felicitas; Niemand kümmert sich um meinen Reichthum, dort ist es umgekehrt. Selbst meine Fehler, die doch die Mutter rügen sollte, entschuldigt sie mit den Worten: „ein reiches Mädchen darf sich das erlauben; aber Du, Marie, hüte Dich, wer mittellos ist, muß liebenswürdig sein." — In meines Vaters Hause hält man es nicht einmal nöthig, daß ich der Liebe eines Herzens werth sei, und die Freundlichkeit der Menschen wird mir verdächtigt."

Die alte Frau schüttelte den Kopf. „Das ist schlimm genug, Felicitas, und Deine Mutter thut bei Gott nicht recht daran, Dich so zu kränken. Das ist eine ungerechte Bitterkeit, die auch nur ihr

Herz beschleicht, wenn sie gerade daran denkt, wie ungleich die Glücksgüter zwischen Dir und ihrem eigenen Kinde vertheilt sind. Vergieb ihr das, Felicitas, ach, ein Mutterherz geht in der Liebe für ein Kind so leicht zu weit und wird schwach. Du bist gewiß der Liebe eines treuen Herzens werth, und außerdem, wenn der Rechte kommt, da fragst Du nicht, liebt er mich oder mein Geld, noch, bin ich seiner würdig? Du liebst, und dies Gefühl macht Dich gut und gläubig. Und wenn das Alles nicht wäre, hast Du denn, weil Dich, wie Du sagst, das Unglück betroffen hat reich zu sein, keine Pflichten gegen Deinen Vater? Weißt Du, ob er Dich nicht liebt, mehr vielleicht als Alles? Glaubst Du, es wäre ihm kein Trost, Dich um sich zu haben, nun Du so hold und schön erblüht bist, das Kind seines geliebten Weibes, das letzte Geschenk ihrer Liebe? Er hat Deine Mutter sehr, sehr geliebt, sie war eine glückliche Frau. Das solltest Du, ihr Kind, ihm danken und nicht es ihm entgelten lassen, wenn seine zweite Frau keine zweite Mutter für Dich wurde."

Die dunklen Augen des jungen Mädchens hatten sich während dieser ernsten und liebreichen

Rede mit Thränen gefüllt und schwer fielen sie nieder in ihren Schoß. „Ich will gehen, Großmutter," sagte sie mit erstickter Stimme und küßte die welke Hand der alten Frau, „ich will gehen und das Herz meines Vaters suchen, — ich war ein pflichtvergessenes Kind. Ich danke Dir, daß Du mit so vieler Liebe und Geduld mir immer den rechten Weg zeigst, ich will ihn mit Gottes Hülfe nun immer gehen."

Frau Hersking schloß die Enkelin an ihr Herz und trocknete mit ihrem feinen Tuche die letzten Tropfen von Felicitas' blühender Wange. „Nun weine nicht mehr, mein Liebling, sieh mich den letzten Abend noch an mit klaren, freundlichen Augen, Du weißt nicht, wie wohl das meinem alten Herzen thut. Was ich Dir heute gesagt, das behalte und wenn es Dir möglich ist, so handle darnach. Das gute Beste freilich, das giebt unser Herrgott mit seinem Segen, aber der fehlt einem liebreichen Gemüthe nicht, und wer da Liebe begehrt, der muß sie auch Andern entgegenbringen, und mit ihr all die Milde, Nachsicht und Verzeihung, ohne welche es keine wahre Liebe giebt."

Das Gut, welches Frau Hersking mit ihrer

Enkelin bewohnte, war das Stammgut einer heruntergekommenen adeligen Familie gewesen. Ihr Gatte, ein tüchtiger Landwirth, hatte die Besitzung, als sie durch die Verschwendung und die schlechte Wirthschaft seines letzten Besitzers zur Subhastation gekommen war, um einen niedrigen Preis erstanden, nachdem er sein kleines Gut, auf dem er wohlhabend geworden war, vortheilhaft verkauft hatte. Eine reiche Erbschaft, die Frau Hersking kurz nach dem Ankaufe des neuen Gutes antrat, setzte ihren Gatten in den Stand, bedeutende und wirksame Verbesserungen zu machen. Nach und nach wurde das Gut aller Hypotheken entlastet, die Gebäude in guten Stand gesetzt und das vorzüglichste Vieh in die Ställe gebracht. Eine Brennerei ward angelegt, Ackerland entwässert und Wiesen berieselt, und die Waldung wurde besonders sorgfältig cultivirt. Das Alles kostete viele Hände — viel Geld. Das Geld gab Herr Hersking, fleißige Hände fanden sich in Menge, und der Reichthum des neuen Besitzers trug hundertfältig segenbringende Frucht. Er gab Arbeit, Hülfe und Rath, je nach den Umständen; und seine Gattin war der Trost der Armen und Betrübten. Mit Herrn Hersking

war das Glück auf dem Gute eingezogen, er trug es in die Hütten der Dorfbewohner, es wohnte in seinem eignen Hause, in seiner Ehe, es erblühte ihm besonders in seiner achtzehnjährigen Tochter Emma, seinem einzig ihm übrig gebliebenen Kinde. Herr Hersking war ein strenggläubiger Katholik; sein Glaube war nie hindernd zwischen ihn und seine Liebe getreten, er hatte sogar seine ersten drei Kinder protestantisch taufen lassen. Allein als eines nach dem andern ins Grab sank, und dann nach manchen kummervollen Tagen Frau Hersking zu ihrer unbeschreiblichen Freude noch einmal Mutter ward, da wünschte er doch, nach einem längeren Gespräche mit seinem Beichtvater, daß das Kind katholisch werden möchte. Seine Gattin weigerte sich dessen nicht, ihr war es gleich, wie ihre Kinder Gott bekannten, wenn sie ihn nur vor Augen hatten und im Herzen, wenn sie nur gut wurden wie der Vater und glücklich wie sie selbst.

Ihr Gatte hatte ihr diese vermeintliche Passivität oft zum Vorwurf gemacht und ihr gesagt: „Sieh, Elisabeth, darum will ich, daß unsere Emma katholisch werde, damit sie einen Glauben hat, der ihr theuer ist, für den sie kämpft, für den sie stirbt,

wenn es sein muß. Daran magst Du erkennen, daß der Deine der rechte nicht ist, weil Du ihn so willig giebst, sobald ich ihn fordere für Dein Kind, ohne zu bitten, ohne zu streiten."

Dann lächelte Frau Hersking still: „Glaube mir, mein theurer Freund, wir suchen Beide denselben Weg, — zu Gott. Wer mag sagen, welches der rechte, welches der nächste sei! Gott wird seine Creatur, die er selbst geschaffen in ihrer Schwäche, nicht richten, wenn sie in der Form ihrer Anbetung irrt, er wird liebend Alle in seinen Schoß aufnehmen, die ihn suchen, von wannen sie auch kommen."

Das machte ihren Gatten stets zufrieden; sie hatte neben ihrem wahrhaft frommen Sinn eine Klarheit des Denkens und der Beweisführung, die ihm imponirte und zugleich Beruhigung gab. Als die kleine Emma endlich zu einem blühenden achtzehnjährigen Mädchen herangewachsen war, ging die Familie in die Residenz, um dort einen Winter zu verleben. Frau Hersking hatte viele Verwandte dort, durch die sie in die Gesellschaft eingeführt wurden, und bei den bedeutenden Mitteln, über die sie zu verfügen hatten und welche es ihnen ge-

statteten, selbst ein glänzendes Haus zu führen, wurden sie überall gern gesehen und sogar gesucht. War nun der Reichthum der jungen Erbin auch eine glänzende Lockspeise für die Männerwelt, so errang doch ihre Schönheit und Güte auch den Sieg über manches Herz, und als sie im Frühling in die Heimath zurückkehrte, war sie die Braut eines wackern, liebenswürdigen Mannes. Der junge Banquier Gerland hatte rasch die Einwilligung seiner Schwiegereltern gewonnen, obgleich er seiner Braut nichts mitbrachte, als einen geachteten Namen. Das Vermögen des Herrn Hersking hatte sich in den letzten Jahren durch günstige Ankäufe von Land und glückliche Actienunternehmungen noch bedeutend vermehrt; er war einer der reichsten Grundbesitzer der Provinz geworden, und es konnte daher kein Hinderniß für ihn sein, wenn sein einziges Kind einen unbegüterten Mann heirathete. Der junge Gerland liebte seine Braut tief und innig, sein Herz würde sie auch ohne die Mitgift unter Tausenden gefunden und gewählt haben, und diese Überzeugung erfüllte nicht allein das Herz des liebenden, vertrauenden Mädchens, sondern sie ging auch auf den scharf und sorgfältig beobachtenden

Vater über. Noch im Herbst desselben Jahres führte Gerland seine Braut heim in die Residenz, und nun begann für das junge Paar eine Zeit solch ungetrübten Glückes, daß der Wiederschein davon selbst hinüberfiel in das alte Schloß, in dem Emma ihre Kinderjahre verlebt hatte. Nach Jahresfrist hegte sie Mutterhoffnungen und Frau Hersking kam, als der Zeitpunkt der Erfüllung sich näherte, in die Residenz, um ihrer Tochter im entscheidenden Augenblicke nahe zu sein mit Rath und That. Arme Frau! wäre sie fern geblieben, die Erfüllung dieser Hoffnungen wurde zugleich die Vernichtung ihrer Freuden; denn als die dunklen Augen eines rosigen Mägdleins still und groß dem Lichte der Welt sich öffneten, erloschen die freundlichen Sterne der jungen Mutter für immer und mit ihnen das Glück des schwergetroffenen Gatten. Der erste Schrei des Kindes übertönte den letzten Seufzer der Mutter, und statt des Jubels und Segenswünsche wurde die Kleine mit Todesschmerzen, mit bittern Thränen empfangen bei ihrem Eintritt ins Leben. An dem Sarge der Mutter, bei dem Glanze der feierlich strahlenden Kerzen, wurde das Kind getauft; es war ein Tag voll unsäglichen

Leidens. „Felicitas soll sie heißen,“ sagte der alte Herr Hersking und legte die zitternde Hand auf die Schulter des jungen Gatten, der tief erschüttert zwischen dem Kinde und dem engen dunklen Schrein stand, in dem Glück und Jugendlust begraben lagen, „Felicitas, denn sie soll Dir das Glück wiedergeben, mein Sohn. Laß die Bitterkeit des Schmerzes nicht Gewalt erhalten über Dein Herz, daß es sich abwendet von dem Kinde, das schon in seinen ersten Lebenstagen entbehren muß; denn die Liebe einer Mutter ersetzt nichts. Es ist das letzte Liebesgeschenk Deiner Gattin, ein Theil ihres Seins, ihres Lebens und Liebens.“ Da nahm Gerland das Kind mit einer hastigen Bewegung aus den Armen der Wärterin, drückte es stürmisch an sein Herz und es dann der Großmutter zurückgebend, bedeckte er das Gesicht mit den Händen und weinte heiß und schmerzlich.

„Ja, Felicitas soll sie heißen,“ sagte er endlich, sich ermannend, „möge sie mir Glück geben, möge sie selbst es finden.“

Man war vor der Geburt des Kindes übereingekommen, dasselbe, falls es ein Mädchen wäre, katholisch zu erziehen, wohingegen ein Knabe dem

Vater im protestantischen Glauben folgen solle. Der plötzliche Tod der Mutter hatte die Umstände nun zwar einigermaßen verändert; es hatte seine bedenkliche Seite, das Kind, das jetzt nur auf den Vater angewiesen war, in einem von dem seinigen verschiedenen Glauben zu erziehen und dadurch von vorn herein etwas Fremdes zwischen Beide zu schieben. Es wurde eine Schranke aufgebaut zwischen ihr und dem Herzen, das ihr am liebreichsten zugewandt war, die in spätern Lebenstagen vielleicht unübersteiglich werden konnte und es würde Herrn Gerland wahrscheinlich mit ernster Besorgniß erfüllt haben, wenn er daran gedacht hätte, wie entfremdend vielleicht der Einfluß eines katholischen Priesters in diesem Falle werden könne, wo keine liebende Mutter, keine zärtliche Gattin die Vermittlerin war. Ihre theuersten, heiligsten Interessen, ihre Zweifel und Sorgen sollte die Kleine ausschütten in eine fremde Brust, sie sollte ihren Trost und ihre Glaubensfreudigkeit empfangen an einer Stätte, die dem Vater verschlossen war, und es konnte gar wohl ihr junges Herz beengen, wenn sie dachte, daß er Gott in einer so ganz von der ihrigen verschiedenen Weise verehrte. Aber Herr Gerland war zu

sehr in seinen Schmerz versunken, um darüber nachzudenken, oder, wenn er es gethan hätte, in diesem Augenblick seinem Schwiegervater wortbrüchig entgegenzutreten. Felicitas wurde katholisch getauft und dann auf die ernsten Vorstellungen der Frau Hersking, daß das Kind in den ersten Monaten wenigstens besser unter ihrer Aufsicht geborgen sei, als in dem verödeten Hause, wo es das Licht der Welt erblickt, mit den Großeltern nach Barnrode geschickt. Es war eine traurige Rückkehr für die beiden alten Leute, die fortgegangen waren, um ihr Kind in der Fülle des Glückes zu schauen und die es nun in der Ferne begraben hatten.

Manch eine Bauerfrau wischte verstohlen die Augen mit dem Schürzenzipfel, wenn sie der schönen, fröhlichen Emma gedachte, die nun in der Erde ruhte und wenn sie das arme kleine Kind anblickte, das still zufrieden in den Armen der Großmutter träumte und nicht empfand, wie viel Kummer seine Geburt verursacht hatte.

Die Kleine wuchs und gedieh vortrefflich und Gerland hätte wohl daran gethan, sie vorerst noch unter der Obhut und Pflege der zärtlichen Großmutter zu lassen, allein das Vatergefühl regte sich

so mächtig in der Brust des Vereinsamten, daß er nach Verlauf von sechs Monden hinreiste, um sein Kind zurückzufordern. Es war so still in dem großen Hause geworden, so still auch in seiner Brust, der unglückliche Mann meinte zu ersticken in diesem öden Schweigen, er wollte ein Wesen haben, das er an sein Herz nehmen konnte, das sein eigen war. Es ließ sich viel für und gegen die Erfüllung dieses Wunsches sagen. Frau Hersking indessen, so betrübt sie auch über die Trennung von ihrem Pflegling war, hatte nicht den Muth, dem Vater diesen Trost zu nehmen, und so reiste die kleine Felicitas, von ihrer Amme begleitet, mit ihm zurück nach der Residenz. Im Anfang ging auch Alles ganz gut, das kleine Wesen brachte doch etwas Leben ins Haus und reiche Liebe in des Vaters Herz; um das Wohl und die Freude des Kindes drehten sich die Einrichtungen des ganzen Hauses. Die Haushälterin, welche dem Hauswesen vorstand, war in ihrer Art eine tüchtige Person, aber sie war durchaus kinderscheu; sie erklärte Herrn Gerland unumwunden, daß sie eifrig Sorge tragen würde für die Wohnräume und Wäsche der Kleinen, sowie für die beste Kost der Amme, allein

sie sehe sich außer Stande, sich mit der speciellen Beaufsichtigung von Kindern zu befassen. Herr Gerland seufzte und schwieg; Fräulein Wallgrap war übrigens eine rechtliche und zuverlässige Person; er wußte, daß sie die Pflichten wenigstens, die sie auf sich nahm, aufs Gewissenhafteste erfüllen würde, und das war für den Augenblick schon viel. Außerdem würde sie kein Unrecht dulden, wo sie es bemerkte, dessen war er gewiß, wenn sie auch eben nicht nachforschte; die Amme, meinte er, würde das Übrige thun für des Kindes Wohl, und so hätte er doch wenigstens die Freude, die kleine Felicitas um sich zu haben. Es war Mitte Sommers, als Herr Gerland gezwungen war, eine Geschäftsreise zu machen, deren Dauer er seinem Dienstpersonale auf acht Tage oder länger bestimmte. Allein er war kaum einen Tag fort, als durch unvermuthet willkommene Nachrichten seine Pläne eine Änderung erlitten, in Folge deren er sofort umkehrte. Zurückgekommen war, wie gewöhnlich, sein erster Gang nach der Kinderstube, die er indessen verschlossen fand. Die Haushälterin war daheim, aber sie wußte weder etwas von der Amme noch von dem Kinde, da sie dasselbe nach Tische noch

nicht wieder gesehen hatte. Es war Sonntag Nachmittag und ein schöner Sommertag, und die Spaziergänger zogen in Schaaren hinaus vor die Thore der Stadt. Gerland war eigenthümlich beklommen; die Amme ging täglich fort mit dem Kinde, sie hatte Erlaubniß dazu, die Kleine mußte ja doch frische Luft genießen; aber heute berührte es ihn unangenehm, daß er sie nicht im Hause fand, und mehr als das, daß so Niemand sich um ihr Thun und Treiben kümmerte. Er seufzte schwer, ach, es war ein wahres Wort, was sein Schwiegervater gesprochen hatte, „die Liebe der Mutter ersetzt nichts," und alle seine fast weibliche Zärtlichkeit, alle diese für einen Mann so ungewohnten Sorgen konnten das Kind nicht so behüten, wie er es wünschte. Der Tag war so schön und heiter, im Hause war es so still, Gerland nahm den Hut und ging hinaus aus dem Thore, vielleicht begegnete er dem Kinde. Da, wo die Vorstadt zu Ende war, begannen die öffentlichen Vergnügungsörter für die geringere Classe und das Geräusch der Kegelbahnen mischte sich mit den heitern Tönen der Tanzmusik, die aus einem Wirthshause drang, dessen Fenster weit geöffnet waren. Soldaten und

Handwerksburschen tanzten hier mit ihren Mädchen, trotz der erstickenden Hitze, und die glühenden Gesichter und das zeitweilige Aufkreischen weiblicher Stimmen, das dröhnende Händeklatschen bei jedem Beginn einer neuen Tour, zeigten, daß die Lustigkeit ziemlich weit vorgeschritten war. Mechanisch hemmte Gerland seinen Schritt und schaute zerstreut durch die geöffneten Fenster auf die wogende Menge, in deren lärmenden Jubel sich das durchdringende Geschrei eines Kindes mischte, welches von einem Tische herkam, der seitwärts vom Hause unter ein paar Nußbäumen stand, an welchem vier Soldaten rauchend bei ihren Bierkrügen saßen. Er lenkte seinen Blick dorthin und sah erstaunt auf den Armen des Einen ein kleines Kind, dessen Gesicht er zwar nicht erkennen konnte, dessen weißes Spitzenkleidchen indessen weder zu dem Soldaten, noch zu der ganzen Umgebung zu passen schien. Rasch eilte er zu dem Tische und fuhr betroffen zurück, als er sein eignes Kind sah, das der junge Krieger ziemlich unbeholfen auf den Knieen hielt. Das Kind hatte sich blauroth geschrieen und strampelte mit Armen und Beinchen, trotz des mächtigen Stückes Schwarzbrod mit Käse, was die zarten Fingerchen krampfhaft umschlossen hielten.

„Felicitas!“ rief Gerland in bestürztem Ton, „Felicitas!“ und wie durch Zauber beruhigt durch den Ton der bekannten Stimme, hielt das Kind inne und blickte suchend umher. Da fielen seine Augen auf den Vater, das Stück Brod, dieser Talisman, der sich nicht bewährt hatte, fiel zur Erde und das Kind streckte beide Arme dem Vater entgegen. Mit Ungestüm fast entriß dieser es dem Soldaten, der sich, als der fremde Herr das Kind beim Namen rief, einigermaßen verlegen erhoben hatte, und fragte ihn barsch: „Wie kommt Ihr zu dem Kinde?“

„Die Hanne tanzt im Augenblick nur einen Schottischen mit meinem Cameraden, da haben sie mir das Kind so lange gegeben, weil ich nicht tanze. Aber es ist ihm nichts abgegangen,“ setzte er treuherzig hinzu und hob das Butterbrod auf, „ich glaube, es ist wohl was furchtsam, weil die Hanne so lange bleibt.“

Gerland bebte vor Schreck und Zorn; das Kind hatte sich indessen beruhigt, es barg sein kleines Gesicht fest an der Brust des Vaters und seufzte nur dann und wann noch mal schwer auf. — Unglücklicher, verwaister hatte sich Gerland nie gefühlt, und wie

ein Vorwurf zog es durch sein Gewissen, daß er die Kleine der schützenden Obhut der Großmutter entrissen hatte, um seinem eigenen Leben eine Freude zu geben.

Die Kunde, daß ein vornehmer Herr eben sein Kind von dem Soldatentische fortgeholt hatte, war inzwischen bis in den Saal und zu den Ohren der Schuldigen gedrungen, die gerade ihren Tanz beendigt hatte. Mit unverhehlter Bestürzung auf dem erhitzten Gesicht eilte sie herbei und stotterte einige unzusammenhängende, entschuldigende Worte; allein sie verstummte plötzlich vor dem vernichtenden, wenn auch schweigenden Zorn, der sich auf dem Gesichte ihres Gebieters kund gab.

„Tanzen Sie weiter, oder gehen Sie nach Hause und packen Sie Ihre Sachen," sagte er, ihr seine Börse reichend, mit unterdrückter Stimme, „aber hüten Sie sich, daß ich Ihnen wieder begegne."

Das Mädchen sah ihn entsetzt an. „Um Gotteswillen, Herr Gerland, ich soll doch nicht von dem Kinde gehen?" schrie sie.

Aber er hütete das Kind vor ihrer Berührung; „Sie sehen es nicht wieder," antwortete er finster;

„strecken Sie keinen Finger darnach aus, Sie sind ein gewissenloses, ein pflicht= und ehrvergessenes Geschöpf.“

Das Mädchen brach in lautes Schluchzen aus, sie bedeckte die Augen mit der Schürze, und während Herr Gerland mit dem Kinde auf dem Arme sich entfernte, umringten die Freundinnen die Weinende und schüttelten den Kopf über die vornehmen Leute, die nicht wüßten was sie wollten, die einem armen Mädchen nicht mal Sonntags einen Tanz gönnten, wo sie selbst sich die ganze Woche vergnügten und ein Unglück daraus machten, wenn ein rechtschaffener Soldat mal eine Stunde ein Kind wartete. Herr Gerland ging indessen mit der kleinen Felicitas rasch dem Thore zu. Es war ein weiter Weg bis zu seiner Wohnung, verwundert sahen die Leute ihm nach, die ihn kannten, und die Kleine, die doch bei ihm nicht so bequem lag, wie in Hanne's Arm, begann unruhig zu werden. Da kam er an dem Hause eines Bekannten, des Landraths von Helst, vorüber, sah ihn am Fenster und trat rasch entschlossen mit dem Kinde ein. Man umringte ihn, die Landräthin und eine weitläufige Anverwandte des Hausherrn, die er im Verlauf des

Gesprächs Amalie nennen hörte, überschütteten das hübsche, verlassene Kind mit Zärtlichkeiten und Bedauern, und auf den Armen der jungen Dame, die es leise wiegend im Zimmer auf und ab trug, schlief es, von der Luft und dem Weinen ermüdet, bald ein. Es fehlte Herrn Gerland nicht an Rath und Vorschlägen mancherlei Art, und das Ende von der Sache war, daß er auf Frau von Helst's dringende Bitte ihr das Kind für die Nacht überließ, bis es am folgenden Tage ihren Bemühungen gelungen sein würde, eine passende und gesetzte Person als Wärterin für das kleine Mädchen zu finden. Fräulein Amalie schien gleichfalls erfreut über diese Übereinkunft, und bat so herzlich und natürlich um die Erlaubniß, so lange Mutterstelle an dem kleinen Wesen vertreten zu dürfen, bis Herr Gerland es zurückfordern würde, daß diesen ein eigenthümlich wohlthuendes Gefühl beschlich. — „Mutterstelle," das Wort klang wie eine versöhnende Melodie durch alle die Mißlaute seiner Stimmung, es fiel in seine Seele wie ein heller Lichtschein, es war ihm wie das Finden eines lange vergeblich gesuchten Kleinods.

Drei Tage vergingen, ehe Frau von Helst eine

Wärterin fand, die sich zu dieser Stelle eignete und so lange blieb Felicitas unter Amalie's Obhut. Sie ermüdete nicht in Sorge und freundlichem Tändeln und versicherte Gerland, so oft er kam, um nachzusehn und zu danken, daß sie nie so glücklich gewesen sei und die Kleine ganz zufrieden scheine; und in der That fand Gerland das Kind stets ruhig. Endlich kam die neue Wärterin und was ihr Alter und ihr Äußeres anbetraf, so war sie der Versuchung gewiß weniger ausgesetzt, als ihre Vorgängerin. Allein Felicitas wollte nicht hin zu ihr, sie schrie fast eben so heftig, als auf dem Arme des Soldaten, und Gerland, der in den letzten drei Tagen eine süße, lang entbehrte Ruhe des Herzens gekostet hatte, wurde auf's Neue besorgt und unruhig. Es giebt wohl nichts Traurigeres und Hülfloseres, als einen Mann, der die Sorge für ein kleines Kind auf sich nimmt und Gerland empfand das im vollen Maße. Die alte Frau, die das Kind wartete, war sicher rechtlich und gewissenhaft, sie ging nicht zum Tanze, aber sie lachte und scherzte auch nicht mit dem Kinde, sie war eine mürrische Natur und sprach kein überflüssiges Wort. Auch das Jauchzen und Krähen der kleinen Feli-

citas verstummte allgemach, ihr war offenbar die leichtsinnige, aber gutmüthige und lustige Hanne viel lieber, als die alte verdrießliche Frau. Das Kind grämte sich und wurde bleich und Gerland machte sich seufzend mit dem Gedanken vertraut, seinen Liebling den Großeltern zurückzusenden. Frau von Helst und Fräulein Amalie hatten inzwischen die Kleine fast täglich besucht und das Interesse, welches die junge Dame für dieselbe an den Tag legte, gewann ihr die Dankbarkeit des Vaters in vollem Maße. Fräulein Amalie war eigentlich nicht hübsch, aber in ihrer Sorge um das Kind, die so echt weiblich war, erschien sie ihm liebenswürdig und anmuthig und das Wort „Mutterstelle" übte den alten Zauber auf ihn. Dennoch war er entschlossen, das Kind nach Barnrode zu bringen und einige Tage vorher, ehe er diesen Entschluß auszuführen dachte, ging er zu Frau von Helst, um diese davon in Kenntniß zu setzen. Unterwegs begegnete ihm der Landrath.

„Gehen Sie nur zu meinen Damen," sagte er, „ich bin eben im Begriff, über eine Stelle als Gesellschafterin für Amalie zu sprechen, bei uns kann sie doch nicht ewig bleiben und Sie wissen, ihre

Verhältnisse sind nicht der Art, daß sie unabhängig leben könnte."

Gerland nickte nur mit dem Kopf, er dachte daran, wie schade es sei, daß er diese jugendliche, zärtliche Pflegerin nicht für seine Felicitas gewinnen könne. O, diese fatalen gesellschaftlichen Rücksichten! Dann dachte er an das Drückende der Abhängigkeit, er wünschte ihr von Herzen eine leichte, angenehme Stellung. Als er in das Helst'sche Haus trat, meldete man ihm, auch Frau von Helst sei so eben ausgegangen, nur das Fräulein sei oben. Er fand sie allein im Salon, und es schien ihm, als habe sie geweint; aber sie erwiederte freundlich seinen Gruß und hörte seiner Mittheilung mit Theilnahme zu. „Wie beklage ich Sie," sagte sie, „daß Sie sich von dem Kinde trennen sollen und allein bleiben; o ich weiß, was es heißt, allein sein!"

Er richtete forschend sein Auge auf sie und sie sah erröthend und verlegen nieder. „Und das arme kleine Ding," fuhr sie fort, „wie wird es umhergeschickt von Einem zum Andern, ich wollte, wir könnten es hier behalten wie neulich, als es bei uns war."

„Wo Sie Mutterstelle bei ihm vertraten?“ sagte er langsam und gedankenvoll, und nach einem Augenblicke des Schweigens fügte er aufspringend lebhaft hinzu: „Mutterstelle, Amalie, wollen Sie sie immer vertreten, können Sie es, wollen Sie meine Gattin sein?“

Im ersten Augenblick stand sie sprachlos; dieser Antrag kam ihr so unerwartet, so überraschend, daß sie ganz verwirrt war, aber bald begriff sie die Größe ihres Glückes, sie überschaute rasch und klar den Unterschied zwischen der dienenden Stellung einer Gesellschafterin und derjenigen, die Gerland's Gattin einnahm, eine Ahnung überkam sie von der Annehmlichkeit der eignen Häuslichkeit und Selbstständigkeit.

„Ich kann und will es,“ antwortete sie leise und erwiederte den Druck seiner Hand, „ich will ihr eine treue Mutter sein.“ —

So bekam die kleine Felicitas eine Stiefmutter, die ihr die treueste, aufopferndste Liebe des Vaters gegeben, ohne Rücksicht auf sich selbst. Er hoffte, ein so ganz unbemitteltes Mädchen, dessen beschränkte Verhältnisse weder die Vorurtheile und Ansprüche des Adels, noch einen eitlen Hang zum Vergnügen in

ihr entwickelt hatten, sollte den Dank, daß er sie einer drückenden Stellung enthoben, der kleinen Felicitas mit Zinsen bezahlen.

Der alte Herr Hersking freilich war anderer Ansicht, er meinte: „wer von nichts her ist, achtet auch nichts; die am einfachsten gehalten sind, wollen oft am höchsten hinaus, sie wollen sich entschädigen für frühere Zeit, Alles nachholen, Alles übertreffen.“

Im Anfange schien er sich wohl geirrt zu haben; die junge Frau trat bescheiden auf und sorgte eifrig für das Kind. Herr Gerland stand seit seiner ersten Verheirathung im Rufe eines wohlhabenden Mannes, denn die bedeutenden Zuschüsse seines Schwiegervaters hatten ihn in den Stand gesetzt, ein großes Haus zu machen. Ein ansehnliches Capital hatte Herr Hersking seinem Eidam in das Geschäft geliehen und an dem Tage, wo die kleine Felicitas getauft wurde, es derselben zum Pathengeschenk gemacht, mit der Bedingung, dasselbe bis zu ihrer Volljährigkeit für den Vater weiter arbeiten zu lassen. Die Welt kannte die näheren Verhältnisse dieser Geldarrangements nicht, man nahm an, daß die selige Frau eine bedeutende Mitgift erhalten habe, die nun wahrscheinlich dem Banquier

zugefallen sei. Seine zweite Gattin theilte diesen Glauben, und nachdem sie sich nach und nach in ihre neue Lage gefunden, begann sie die specielle Annehmlichkeit des Reichthums zu empfinden.

Sie gab sich den neuen und ungewohnten Genüssen mit vieler Lebhaftigkeit hin, fand Gefallen an glänzenden Gesellschaften und wußte Herrn Gerland zu veranlassen, ihr diese Vergnügungen zu gewähren. Der Platz, den seine verstorbene Emma in seinem Herzen eingenommen hatte, war von ihrer Nachfolgerin weder erreicht, noch erstrebt, aber dennoch brachte sie eine gewisse Gemüthlichkeit des Familienlebens in das verwaiste Haus, die Herrn Gerland wie ein sonniger Frühlingstag erschien gegen die dumpfe Niedergeschlagenheit, in der er das vergangene Jahr zugebracht hatte. Er hatte Amalie zum Besuch nach Barnrode zu den Schwiegereltern gebracht, aber es hatte keine recht innige Annäherung stattgefunden. Nach dem ersten Jahre ihrer Verheirathung schenkte auch sie ihrem Manne eine Tochter, und die Geburt dieses Kindes entwickelte in der Mutter ganz neue, oder bis dahin schlummernde Gefühle. Es war fast zu derselben Zeit, als eine zufällig hingeworfene Bemerkung Gerland's

sie von dem eigentlichen Stande seiner Vermögens-Angelegenheiten unterrichtete, und diese unangenehme Entdeckung mischte ihrem Wohlwollen für die kleine Erbin ein herbes Gefühl bei, was sich jedes Mal regte, wenn sie das Loos der beiden Schwestern verglich, und was bedenklich mit den Jahren wuchs. Amalie hatte kein schlechtes Herz, im Gegentheil, sie war einer gewissen Güte fähig, sie würde der kleinen Felicitas nach wie vor ihre Liebe zugewandt haben, wenn sie auch ferner ein hülfsbedürftiges Wesen in ihr erblickt hätte. Jetzt aber sah sie nur die reiche Erbin in ihr, und der Gedanke, daß ihre kleine Marie sich beschränken sollte, wo Felicitas schwelgte, erfüllte sie mit Bitterkeit.

Die beiden Kinder waren an Geist und Körper himmelweit verschieden und die geringe Übereinstimmung ihres Wesens entfremdete Felicitas auch der Mutter. Marie war ein ungemein lebendiges Kind, sie hatte einen begehrlichen Sinn, allein sie verwarf und vergaß einen Wunsch eben so schnell wieder, wie sie ihn erfaßt hatte, sie tröstete sich eben so schnell über den Verlust einer Lieblingspuppe wie über einen verweisenden Blick des Vaters, sie war keines nachhaltigen Eindrucks fähig. Die kleinen

runden Formen, das weiche Gesichtchen mit dem schneeigen Teint und dem röthlichen Haar, die lebendigen blauen Augen waren Amalie's getreues Abbild. Felicitas war schön wie ihre Mutter, und in den dunkeln Augen des Kindes, die groß und still in die Welt blickten, lag ein wunderbarer Reiz. Sie war ein zartes Kind, dem bräunlichen Sammet ihrer Wangen, die leise nur das Blut durchschimmern ließen, fehlte es noch an Rundung und ihrer Gestalt an Fülle, und das nachtschwarze Haar, das in schweren Flechten um ihren Kopf gelegt war, gab ihr einen ernsten Ausdruck. Aber sie versprach ein schönes, reizendes Geschöpf zu werden, wenn ihre Formen ausgebildet waren, und Amalie verhehlte sich das nicht ohne innere Besorgniß für ihre Marie. Herr Gerland liebte seine beiden Kinder zärtlich, wenngleich ihn zu Felicitas ein noch innigeres, heiligeres Gefühl zog. Sie blickte ihn an mit den Augen seiner Jugendgeliebten, ihre klare Stimme klang ihm wie ein Gruß der Verklärten, und wenn sein Blick auf dem Kinde ruhte, dann wurde er nicht selten von Thränen verdunkelt. Aber er hütete ängstlich solche Gefühlserregungen vor Amalie's eifersüchtigen Augen, er hätte ja Felicitas

kein größeres Leid thun können; und solche unbewachte Momente waren es auch, von denen sie die Erinnerung an die bitteren Äußerungen der Mutter bewahrt hatte, die sie der alten Frau Hersking mittheilte.

Felicitas brachte jedes Jahr drei Sommermonate in Barnrode bei den Großeltern zu und dies war immer eine ungetrübt glückliche Zeit für das Kind. Hier liebte, hier verstand man sie, hier entfaltete sie sich frei, wie die Blume im Sonnenschein. Je älter Felicitas wurde, je mehr sie eigenen Willen bekam und dieser berücksichtigt wurde, je länger wurden diese Besuche ausgedehnt, und als sie sechszehn Jahre alt war und Herr Hersking das Zeitliche segnete, da willigte Gerland mit schwerem Herzen in die vereinten Bitten seiner Schwiegermutter und seiner Tochter, sie ganz in Barnrode zu lassen. Daß Felicitas selbst darum bat, that ihm weh bis ins innerste Herz; es gab also doch eine Stätte, wo sie glücklicher war, als in der Heimath, ein Herz, das ihr näher stand, als das seine. Und doch war sie das Kind seiner Liebe und seine streng bewachte Zärtlichkeit war eine zarte Sorge, um sie vor den Bitterkeiten der Mutter zu hüten. Daneben

fühlte er auch jetzt mit Kummer, wie Felicitas durch ihren Glauben, zu dem sich Niemand der Ihrigen bekannte, isolirt stand. Der Gedanke war ihm peinlich, daß ein Fremder ihre Schritte leiten, ihr Herz bewachen sollte, daß sie einem Andern die geheimsten Wünsche, die frischen Eindrücke, den stillen Kummer ihrer jungen Seele offenbarte. Seine Phantasie konnte den Priester von dem Menschen nicht trennen, und seinem Gefühle nach sollte der Vater so lange der Beichtiger des Kindes sein, bis der Geliebte an seine Stelle tritt. Felicitas' Seelsorger indessen wußte sich zu der übrigen Familie und besonders zu Frau Amalie vortrefflich zu stellen; er war Lehrer an dem dortigen Jesuitencollegium und ein liebenswürdiger, fein gebildeter Mann, ein trefflicher, heiterer Gesellschafter, der die Schwächen der Hausfrau gar wohl zu benutzen verstand. Das Übergewicht, das der Kaplan über Felicitas entschieden erlangte, war es hauptsächlich, was Herrn Gerland bewog, sich von seinem Liebling zu trennen, und so wurde sie, wie früher bei den Großeltern, jetzt ein Gast im Vaterhause. Sie correspondirte mit dem Vater, selten mit der Mutter, und der Briefwechsel mit der Letzteren wurde über=

dies in einem gezwungenen, kalten Tone von beiden Seiten geführt. Desto herzlicher und liebevoller waren die Briefe an ihren Beichtvater, und Felicitas folgte seinem Rath so vertrauend und unbedingt, daß selbst die sanfte Frau Hersking in der Stille gegen seinen überhandnehmenden Einfluß intriguirte. Felicitas war achtzehn Jahr alt, als sie auf die Bitte des Vaters während des Winters einige Wochen in die Residenz kam, um dort die Vergnügungen zu genießen, die ihrem Alter angemessen waren. Sie hatte noch keinen Winter dort verlebt, seit sie herangewachsen war, und so wurde sie mit Marie zu gleicher Zeit eingeführt. Felicitas war schön und reizvoll, voll süßer Anmuth und einfacher Liebenswürdigkeit; aber die Mutter hatte sie im Voraus befangen und scheu gemacht mit dem alten Liede, dem Felicitas nur zu leicht horchte. Sie hatte ihr direct nichts gesagt, aber sie hatte in des jungen Mädchens Gegenwart Marie auf viele Täuschungen vorbereitet. „Sieh, mein Töchterchen,“ sagte sie, „ich muß es Dir sagen, damit Du nicht traurig bist hernach, Felicitas wird Tänzer, Bewunderer und Freunde die Menge haben, denn sie ist reich, sehr reich, und Du bist nur das arme

kleine Aschenbrödelchen, das nebenher läuft. Felicitas ist eine glänzende Partie, die jungen Männer heut zu Tage können alle Geld gebrauchen, und die Damen suchen im Voraus die Gunst der reichen Erbin, die einst ein glänzendes Haus macht. Mit Felicitas darfst Du Dich daher nicht vergleichen, Marie; ich sage Dir das im Voraus, sie ist durch ihren Reichthum zu ganz andern Ansprüchen berechtigt, als Du. Wer freundlich mit Dir ist, dem sei dankbar, denn er bemüht sich dann lediglich um Deine kleine Person. Eben so bitte ich Dich dringend, Marie, daß Du Dich, so lange Felicitas hier ist, nicht immer zwischen sie und den Vater drängst. Du weißt doch, welche Verpflichtungen er gegen sie hat, und es ist unbescheiden, Deiner Schwester einen Dank zu schmälern, der ihr gewiß gebührt."

Felicitas erhob sich mit überströmenden Augen. „Mutter! Mutter!" rief sie mit bebender Stimme, „warum kann mich Niemand lieben, wie Marie, warum ist es nur niedriger Eigennutz, der mir entgegenkommt, und ich suche doch liebende Herzen überall?!" —

Dann war Amalie gerührt, dann sah sie wieder die kleine Felicitas in ihr, die von aller Welt ver-

lassen an ihrem Herzen ruhte, und sie hätte ihre bittern Worte gern zurückgenommen. Aber wenn der Abend kam und Felicitas umringt war von Schmeichlern, kehrte auch der alte Neid zurück und die Scenen wiederholten sich und entfernten die Herzen immer weiter von einander. In der Gesellschaft war Felicitas bewundert hauptsächlich ihrer Schönheit willen, denn ihre Liebenswürdigkeit war beeinträchtigt durch die finstern Vorstellungen, die die Mutter ihr eingeprägt hatte. Sie war kalt und einsilbig, fast abstoßend, denn das Mißtrauen, das ihre Seele gefangen hielt, ließ sie in jedem freundlichen Worte eine niedrige Schmeichelei entdecken. Man hielt sie für schön, aber kalt und hochmüthig, und Frau Amalie machte keinen Versuch, diese Meinung zu widerlegen, Marie hingegen gab sich unbefangen ihrer lebendigen Fröhlichkeit hin. Auch sie war nicht ohne Reiz, wenngleich in ganz anderer und untergeordneterer Art, als Felicitas. Aber ihre harmlose, jugendliche Heiterkeit, ihr lebendiger, treffender Witz, ihre piquanten Einfälle ersetzten viel, und ließen sie dieselben Triumphe feiern, wie ihre schöne, reiche Schwester. Dennoch war Amalie im Herzen erleichtert, als ihre Stief-

tochter nach Barnrode zurückkehrte, und Felicitas war so gekränkt in tiefster Seele, daß sie ihrer Abreise wie einer Befreiung entgegensah. Nur Herr Gerland war tief betrübt, als er Felicitas scheiden sah, und dies Mal that er seinem Gefühle keine Gewalt an und seine Liebe brach durch seine Zurückhaltung, wie die Sonne durch Wolken, warm und hell, und fiel wohlthuend in seines Kindes Herz. Zum ersten Male bekam Felicitas eine Ahnung davon, wie theuer sie dem Vater war, und sie dankte Gott dafür aus der Fülle ihres Herzens. Aber sie war doch froh, als sie wieder in Barnrode war bei der Großmutter; der Vater hatte ja Marie noch, die muntere lebendige Marie, und die Großmutter wäre allein gewesen ohne Felicitas. Sie dankte Gott, als es wieder Frühling wurde, als sie wieder durch den Park schweifen konnte und den Wald. Hier war Freiheit und Liebe, Wahrheit und Frieden, hier war sie glücklich. Auch an Altersgenossinnen fehlte es ihr nicht auf den umliegenden Gütern, und unter ihnen war es besonders die Tochter des Oberförsters Heik, an der sie mit leidenschaftlicher Innigkeit hing. Barnrode war nur zwei Stunden von der Wohnung des Oberförsters

entfernt, die Freundinnen sahen sich oft, und besuchten einander im Sommer tage- und wochenlang. Nirgend dünkte es Felicitas so schön, als in dem grünen Waldesversteck, wo des Oberförsters Haus lag, das Catharina belebte mit ewig frischer Heiterkeit. Ihr Wesen in seiner reizenden Natürlichkeit, mit der sie überall nur das Gute sah und glaubte, wirkte auf Felicitas wie das Wasser eines klaren Quells, erfrischend und belebend. Frau Hersking unterstützte diesen wohlthätigen Einfluß nach Kräften, sie konnte sich keinen heilsameren Umgang für ihre Enkelin wünschen. Auch nach dem Kloster der Ursulinerinnen lenkte Felicitas gern ihre Schritte; der stille Frieden, der in diesen Mauern wohnte, die Regelmäßigkeit und Einfachheit der Lebensweise, die Beschauung und fromme Heiterkeit der Schwestern hatten einen eigenthümlich verlockenden Reiz für sie, den Frau Hersking mit ängstlicher Besorgniß zu bekämpfen strebte. Sie hatte gegründete Befürchtungen, daß die häufigen Briefe des Kaplans Lichtring ihr darin ein wirksames Gegengewicht hielten und es schien ihr daher gerathen, Felicitas zu zerstreuen und dieselbe dem einförmigen und abgeschiedenen Leben, das man, besonders im Winter, seit

Herrn Hersking's Tode in Barnrode führte, durch einen Ortswechsel zu entziehn. Wir haben bereits gesehen, wie Frau Hersking stets aufs Neue den Widerstand ihrer Enkelin zu beseitigen wußte und folgen jetzt in das Vaterhaus.

Frau Hersking hatte wohlbedachtsam den heutigen Tag zu Felicitas' Rückkehr ausersehen, es war Herrn Gerlands Geburtstag, und sie wollte ihrem Schwiegersohne, den sie noch immer von Herzen achtete und liebte, gern eine Freude bereiten. Auch das junge Mädchen sah jetzt dem Wiedersehn mit froher Erwartung entgegen; das letzte Gespräch mit der Großmutter, wo diese sie mit leisem Vorwurfe an die Liebe des Vaters mahnte, die Felicitas nicht immer in vollem Maße gewürdigt, hatte sie mit so viel Reue und Zärtlichkeit erfüllt, daß sie nun selbst an sein Herz sich sehnte. Sie war am frühen Morgen vor Tagesanbruch ausgefahren, man konnte in acht bis neun Stunden von Barnrode nach der Residenz kommen, und sie wollte gern vor Dunkelwerden eintreffen. Die Kälte hatte die Wege fest gemacht, der Wagen rollte rasch dahin auf der fest=

gefrorenen Chaussee, und der blaue Himmel, die klare, frische Winterluft und die Sonnenstrahlen, die hell und leuchtend über die glänzende Schneefläche streiften, gaben auch den Gedanken des jungen Mädchens eine gewisse heitere, ruhige Klarheit. Sie nahm sich fest vor, Alles zu vermeiden, jedes Mißtrauen, jede Empfindlichkeit, auch jedes Hervortreten, das die Mutter reizen oder kränken könnte; sie wollte es aufs Neue versuchen, sich Marie anzuschließen und sie zu verstehen; Felicitas begehrte die Liebe der Ihrigen ja so heiß, sie mußte sie doch finden am Ende, wenn sie nur nicht ermüdete, sie zu suchen.

Es mochte ungefähr halb zwei Uhr Nachmittags sein und der Wagen war an einer Stelle angekommen, wo die Chaussee sich durch ein ziemlich umfangreiches Gehölz windet, als Felicitas eine Frau gewahrte, die trotz der durchdringenden Kälte auf dem schneebedeckten Boden an einen Baumstamm gelehnt saß und dem Anscheine nach ein kleines Kind an ihre Brust gedrückt hielt. Eine tödtliche Ermüdung lag auf dem blassen, hagern Gesichte, das Elend und Kummer mit unverkennbaren Zügen gezeichnet hatten. Ueber den Kopf hatte sie ein

altes bunt=kattunenes Tuch gehängt, aber eingehüllt war sie in einen schönen, neuen Soldatenmantel, der sie und das Kind vollkommen bedeckte. Trotz dieses wärmenden Kleidungsstückes jedoch sah die Frau so matt, so frierend und leidend aus, daß Felicitas zu halten befahl. Sie beugte sich aus dem Wagen und fragte theilnehmend die Frau, ob sie krank sei und irgendwie Hülfe bedürfe.

Die Frau erhob sich wankend: „krank wohl nicht mehr, gnädiges Fräulein, aber ich bin noch schwach und die Kälte ist auch hart. Mein Kleines schreit ohne Unterlaß, aber, du lieber Gott, ich habe nichts mehr zu geben, wo soll es auch herkommen, wenn man so von Kräften ist, wenn man friert und hungert und den ganzen Tag marschirt? Aber nun wird es schon besser gehen," sagte sie, den Soldatenmantel fester um sich ziehend, „ich habe doch jetzt etwas mich zu schützen."

„Arme Frau," entgegnete Felicitas mitleidig, „wie weit habt Ihr denn noch zu gehen?"

„Ich will in die Stadt," war die Antwort, „dort arbeitet mein Mann; er ist Vater über die Kinder, er muß sie mit ernähren, ich kann's nicht mehr allein."

„Nach B...?“ fragte Felicitas, „da steigt herein zu mir mit dem Kinde, rasch, rasch, hier habt Ihr Schutz und Eure Beine ruhen aus; ich fahre auch dahin, in zwei Stunden sind wir dort.“

Friedrich, der alte Bediente, den Frau Hersking ihrer Enkelin mitgegeben hatte, war unterdeß abgestiegen, hatte die Wagenthür geöffnet und war der Frau behülflich, daß sie mit dem Kinde einstieg.

„Woher seid Ihr denn?“ fragte Felicitas sie wieder, als sie ihr gegenüber saß.

„Ich bin vom Gebirge,“ sagte die Frau. „Mein Mann hat im Sommer in der Stadt gearbeitet als Maurer, und wollte dann im Winter sich dort als Fabrikarbeiter verdingen. Das sagte er mir im März, als er fortging, aber nun hat er seit August, wo das Kleine geboren ist, nicht geschrieben und nichts geschickt. Du lieber Gott, man will doch leben, und wenn ich auch arbeite was ich kann, drei Kinder sind nicht so leicht durch die Welt zu bringen. — Als er auf alle meine Bitten auch nicht das Geringste schickte, da habe ich gedacht, ich will hingehen und ihn aufsuchen und ihm die Kinder vor die Augen bringen und ihm sagen, was für ein Vater er ist. Aber ich hatte mir doch zu

viel zugetraut, bei zehn Grad Kälte kann man mit drei kleinen Kindern nicht voran, zwei habe ich oft zu gleicher Zeit geschleppt; zu essen hatten wir auch nicht vom Besten, denn ich hatte nur wenig Reisegeld. Da wurde ich vor Kälte und übergroßer Mühseligkeit krank, mußte acht Tage liegen bleiben und da ging der letzte Pfennig und die paar guten Sachen, die ich im Bündel hatte, noch für Kost und Logis darauf. Ich mußte Gott danken, daß der Wirth mich nicht mit den Kindern auf die Straße warf, wie er zuweilen drohte, wenn er unwirrsch ward. Seit gestern sind wir nun wieder unterwegs, die Nacht sind wir bei einem Bauern geblieben und heute Morgen weiter gegangen. Aber nun war's mit den Kindern aus, wie vordem mit mir; der Junge warf sich auf die Erde und wollte schlafen mit aller Gewalt, das Mädchen trug ich zuweilen mal eine Viertelstunde."

„Aber, mein Gott, wo sind sie nun?" rief Felicitas aufgeregt. „Ihr habt ja nur das Eine bei Euch."

„O, die haben's allweil ganz gut, gnädiges Fräulein," sagte das Weib; „als ich mit den Kindern hier im Walde stand und gar nicht mehr

wußte, wie wir weiter kommen sollten, und der Fritz schon die Augen zuthat, als wollte er sterben, da hab' ich laut zu weinen angefangen. Nach ein paar Minuten kam ein Officier geritten, den jammerte das wohl, denn er hielt an und sprach mit mir, und sagte mir, ich sollte den Jungen um Gotteswillen nicht einschlafen lassen, weil er dann wohl nicht mehr aufwachte. Ich hob ihn auf, ja, du lieber Gott, er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, er fiel zusammen wie ein Wischlappen. Da faßte der Officier sich kurz. „Wo wollt Ihr mit den Kindern hin?" fragte er, und als ich's ihm gesagt hatte, da rief er: „Nun, wir wollen einen Tausch machen, reicht mir schnell die Kinder herauf, die beiden größeren, und nehmt Ihr meinen Mantel und wickelt Euch mit dem jüngsten hinein. Wenn Ihr nur eins habt, und wißt die beiden andern warm und bald im Bett, da kommt Ihr schon vorwärts." Ach Fräulein, das war ein Herr! Er ließ sich noch einmal den Namen meiner Base nennen, die einen Tischler zum Manne hat, und wo ich ein Unterkommen suchen wollte, bis ich meinen Mann gefunden, dann nahm er die Kinder vor sich auf's Pferd, warf mir den Mantel zu, und da jagte er

hin. Gottes Lohn mag er dafür finden, wie Sie auch, gnädiges Fräulein. Er war erst just weggeritten und mir aus den Augen, ich setzte mich nur einen Augenblick wieder, denn ich mußte mich erst ausruhen, ehe ich weiter ging, da kamen Sie."

Felicitas hatte mit Theilnahme zugehört; sie freute sich dieses schönen, menschlichen Zuges, sie empfand es als einen Vorzug, daß auch sie hier zu helfen berufen war. Sie hatte, während die Frau erzählte, in ihrer Reisetasche noch einige Mundvorräthe gefunden, die die sorgsame Frau Hersking hineingepackt hatte und mit einer fast heißhungrigen Gier nahm das Weib dieselben an.

„Wie heißt Ihr denn?" fragte Felicitas wieder.

„Mein Mann heißt Nörtel," entgegnete die Frau, er war früher Soldat. Mein Vater hatte in unserm Dorfe den Krug und stand sich recht gut; da ist der Nörtel denn immer aus seinem Orte, der an der Grenze liegt, gekommen im Winter, wenn er zu Haus war, und hat so viel geschwätzt und geredet, daß er den Vater ganz für sich gewann. Da hat mir der so lange zugesetzt, ich möchte den Nörtel zum Manne nehmen, der sei gesetzt und vernünftig, dabei stände er und ich mich

gut, daß ich zuletzt Ja sagte. Was Liebes hatte ich nicht, der Nörtel war damals ganz ordentlich, und wenn er auch schon sechsundvierzig Jahr alt war, so war er doch noch recht ansehnlich. Ich ließ also die Leute lachen und den Kopf schütteln, und nahm ihn. Im Anfange ging es ganz gut, er sollte im Sommer als Maurer arbeiten und Winters dem Vater zur Hand gehen, bei dem ich wohnen blieb. Aber nach einem Jahr erkrankte der Vater und starb, und wir nahmen den Krug an. Nun ging das Unglück an. Die Bier- und Branntweinfässer, die nun immer offen für meinen Mann waren, machten einen ganz andern Menschen aus ihm, oder kehrten auch nur die Schlechtigkeit heraus, die er immer verborgen gehalten. Er ließ Land und Wirthschaft verkommen, er bediente die Gäste nicht und war grob gegen sie, statt ihnen aufzuwarten; er mißhandelte und schalt mich, wenn er betrunken war, und wurde tagelang nicht nüchtern. Die Gäste blieben bald weg und die Noth klopfte an; Nörtel trank seinen Branntwein allein. So ging Alles rückwärts, ein Acker nach dem andern ward verkauft, vor anderthalb Jahren auch der Krug. Wir zogen in ein kleines Haus zur Miethe, ich

ging in Tagelohn, aber ich konnte allein doch nicht uns Alle ernähren. Ich stellte ihm vor, daß er arbeiten müsse und solle, und so ist er im Frühling weggegangen. Er wollte sich beim Bau annehmen lassen, und sagte mir noch zuletzt, er wolle auch im Winter Arbeit in der Stadt suchen, es gefiele ihm auf dem Lande nicht mehr. Als ich im August mit dem Kinde niederkam, hat er mir einen Thaler geschickt, das war Alles, und seitdem weiß ich nichts mehr."

„Arme Frau," sagte Felicitas mitleidig; „aber wagt Ihr die weite Reise zu machen mit den Kindern? Wenn Euer Mann nun gar nicht in B. ist, wenn er dort keine Arbeit gefunden hat und Keiner Euch Nachricht geben kann, was dann?"

Die Frau stutzte. „Daran habe ich noch gar nicht gedacht," sagte sie, „zu Haus riethen mir Alle, ich sollte zu ihm gehen, er müsse für die Kinder, die doch sein sind, sorgen."

„Hat denn Eure Base keine Nachricht von ihm?" fragte Felicitas weiter.

„Das weiß ich nicht, ich habe von der seit zehn Jahren, seit sie von uns wegheirathete, nichts gehört."

Felicitas war ganz erstaunt, sie konnte sich keinen Begriff von der Gedankenlosigkeit und der Unüberlegtheit machen, mit der diese Frau, wie die Mehrzahl ihrer Standes- und Unglücksgenossen, wichtige, mühevolle Schritte unternahm, ohne die mindeste Garantie für einen günstigen Erfolg. Der Mann konnte verschollen, die Base todt sein, und die arme Mutter hatte diese Wanderung umsonst gemacht. Aber sie ließ sich diese Zweifel nicht merken, auf jeden Fall wollte sie die Unglückliche unterstützen. Sie ermahnte den Kutscher, die Pferde anzutreiben, damit sie bald in der Stadt seien, und überließ sich dann ihrem Nachsinnen, wie am besten zu helfen sei. Um halb drei Uhr fuhr der Wagen in das breite Thor der Residenz; Felicitas befahl dem Kutscher, sich erst nach der Wohnung des Tischlermeisters zu erkundigen, ehe sie nach dem elterlichen Hause führen, sie wollte erst die arme Mutter selbst zu ihren Kindern bringen, und sehen, ob die Base auch wirklich am Leben, und wenn das der Fall war, ob sie auch weichherzig genug sein würde, der Unglücklichen ein Unterkommen zu gewähren. Als sie in der engen Straße vor dem bezeichneten Hause hielten, bemerkte Felicitas ein

schönes Reitpferd, naß und schaumbedeckt, das von einem Lehrjungen sorgsam am Zügel hin- und hergeführt wurde, damit es sich nicht erkälte bei dem scharfen Froste. Felicitas ging mit Frau Nörtel, die etwas zaghaft an die erste Thür neben der Treppe klopfte, die enge Stiege hinauf. Eine helle Stimme rief herein, und als die Thür nun sich öffnete, sah Felicitas über die Schulter ihres Schützlings hinweg sofort, daß sie ins rechte Quartier gekommen seien. Ein junger Officier von auffallend stolzem, schönen Wuchs, stand in der Mitte des Zimmers und redete offenbar der Meisterin, einer schmucken, strammen Dreißigerin, zu. Er war über Mittelgröße, schlank und kräftig gebaut, nicht schön, aber mit edlen, aristokratischen Zügen und geistvollen blauen Augen. Er war von jenem hellen Blond, wie man es häufig in Norwegen findet, und die blauen Augen vermehrten die Ähnlichkeit mit den Söhnen dieses Landes. Sein Schnurbart war fast weiß und verdeckte, obwohl stark und gut gepflegt, doch nicht den schönen rothen Mund und die blendenden Zähne. Die Meisterin gewahrte die eintretende Verwandte, die sie erkannte trotz Kummer und Elend das dieselbe verändert hatte, zuerst, und

sofort nahm ihre zweifelnde Miene einen bestimmten Ausdruck an.

„Herr und Heiland, es ist doch wahr," rief sie aus, „nehmen Sie es nur nicht für ungut, Herr Baron, aber überzeugen muß man sich doch erst, ehe man so mir nichts dir nichts zwei fremde Kinder aufnimmt. Wo kommst Du denn her, Justine, so komm doch herein und thue nicht blöde, wenn es Dir auch nicht gut geht. Das kann kommen im Leben, mir geht es desto besser."

„Wo kommt Ihr denn in aller Welt schon her?" fragte der Officier, und hielt plötzlich inne, als seine Augen auf Felicitas fielen, die in der Thür stehen geblieben war.

„Das gnädige Fränlein hat mich mitgebracht in ihrem Wagen," rief Frau Nörtel, „ach meine gnädigen Herrschaften, haben Sie tausend Gotteslohn."

Der Officier verbeugte sich jetzt achtungsvoll vor dem jungen Mädchen, deren Wangen von einem plötzlichen Erröthen schöner und lieblicher gefärbt wurden. Sie wandte sich an die Meisterin, und fragte dieselbe, ob sie etwas von dem Manne ihrer Base wisse, und sprach der Unglücklichen, die bei

der Verneinung dieser Frage fast zusammenknickte, mit freundlichem Trosteswort zu. Auch der Officier mischte sich hinein; er vereinte seine gutmüthigen Vorstellungen mit denen des jungen Mädchens, deren süße, weiche Stimme ihm wie Musik klang, und kam dabei mit Felicitas selbst in ein Gespräch. Die Meisterin war wie eine gute Hausmutter inzwischen hinausgegangen, um einen kleinen Imbiß hereinzuschaffen, und kehrte, beladen mit Butter und Brod und süßer Milch, zurück, nicht ohne mit einem gewissen Stolze hinzuzufügen, daß die Kaffeekanne nachkommen würde. Die Kinder waren ganz aufgethaut und zufrieden, nun auch die Mutter da war; sie langten wacker zu, und da Felicitas sah, daß Alles sich aufs Beste ordnete, hielt sie es an der Zeit zu gehen. Sie legte unvermerkt ihre Börse in die Hand der armen Mutter und eilte fort, um sich den Dankesbezeugungen zu entziehen, die ihr in Gegenwart des Officiers doppelt peinlich waren. Dieser folgte ihr die Treppen hinab, um ihr beim Einsteigen behülflich zu sein; seine Mienen verriethen das Interesse, was er an ihr nahm, aber er wagte weder eine Frage nach ihrem Reiseziel, noch nach ihrem Namen.

So mild und tief ihre schwarzen Augen ihn auch anstrahlten, es lag eine gewisse edle und stolze Zurückhaltung in ihrem Wesen, die auch nicht die leiseste Indiscretion aufkommen ließ.

Es war drei Uhr, als der Wagen vor dem elterlichen Hause hielt; der alte Friedrich sprang vom Bocke und öffnete seiner jungen Herrin den Wagenschlag, denn von den Dienstboten des Gerland'schen Hauses zeigte sich Niemand, da Felicitas nicht bestimmt erwartet wurde. Im Hausflur herrschte lebhafte Bewegung, ein großer Blumentransport schien eben angekommen und stand zum Theil noch auf Tragbahren; Bediente und Gärtner waren eifrig beschäftigt, sie in die oberen Räume zu tragen oder die Treppe damit zu schmücken; kaum daß Felicitas hindurchschlüpfen konnte. Der nachfolgende Friedrich mit dem Gepäck lenkte erst den Blick der Beschäftigten auf die junge Dame, die sie in ihren einfachen Reisekleidern anfangs gar nicht beachtet hatten, und erstaunt setzte der Bediente den Orangenbaum, den er eben aufgehoben hatte, wieder nieder, als er Felicitas erkannte.

„Ach, mein Gott, Fräulein!" rief er, „es wußte Niemand, daß Sie kamen, daher sah Keiner sich

um. So, da ist Platz; Herr Gerland ist in seinem Ankleidezimmer, aber Frau Gerland werde ich gleich suchen, um Sie anzumelden. Ich weiß nur nicht gleich, wo sie ist, denn wegen des Balles ist heute Alles in Unruhe."

„Ich danke, Heinrich," sagte das junge Mädchen freundlich, „ich weiß ja hier Bescheid, ich gehöre ja hierher," fügte sie fast wehmüthig hinzu, daß selbst die Bedienten sie wie eine Fremde betrachteten, und eine Anmeldung nöthig hielten, „ich will die Eltern lieber selbst aufsuchen."

Der Bediente machte Platz, und sie eilte die Treppe hinauf durch das Vorzimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Auch hier herrschte dieselbe Ungemüthlichkeit, die großen Gesellschaften voranzugehen pflegt. Auf der Erde lag ein großer Teppich, augenscheinlich zum Belegen der Treppen bestimmt, und im anstoßenden Zimmer standen Gläser und Tassen auf mächtigen Präsentirtellern, die dort rasch aus der Hand gesetzt schienen. Eine kleine Trittleiter stand unter dem Kronleuchter, der zum Theil schon mit Lichtern besteckt war, es schien Jemand eilig von diesem Geschäfte fortgelaufen; überall Unordnung, Kälte, offene Thüren. Felicitas fühlte

sich nicht behaglich, heimathlich angeweht in diesem Gewirre, das ihr die Aussicht auf einen gemüthlichen Empfang, auf eine trauliche Feier des Tages benahm. Sie öffnete zagend fast und mit leiser Hand die Thür zum Boudoir ihrer Mutter; aber dieselbe war nicht darin, auch Marie nicht, und mit Erstaunen hafteten ihre Augen auf einer ihr ganz fremden Gestalt.

Ein junges Mädchen, dessen Profil sie nur sah, knieete auf dem Teppich und war bemüht, die Spitzenvolants eines prächtigen blauen Atlaskleides, das über der Lehne eines Armstuhles hing, mit weißen Camelien zu schmücken. Die Thränen, die die junge Nätherin gerade mit dem weißen Tuche von ihrer Wange abtrocknete, als Felicitas in die Thür schaute, fesselten ihre Aufmerksamkeit mehr als das reiche Gewand. Das junge Mädchen hatte die Eintretende nicht bemerkt, sie arbeitete ruhig weiter mit demselben traurigen Ausdruck in dem milden und verständigen, aber durchaus nicht hübschen Gesicht. Wer mochte sie sein, warum war sie so betrübt, hatte sie keine Mutter, fehlte es ihr an Liebe und Freude? Ein unwillkührliches Geräusch, das Felicitas machte, ließ die Fremde aufsehen.

Ein Zug des Erstaunens und ein tiefes Erröthen überflog ihr Antlitz, indem sie sich erhob und der unbekannten Dame entgegentrat.

„Erschrecken Sie nicht," sagte Felicitas lächelnd, „daß ich so unangemeldet und, wie Sie vielleicht glauben, rücksichtslos in das Allerheiligste dringe, aber ich habe einiges Recht dazu hier so einzutreten. Wollen Sie die Güte haben und mir mittheilen, wo Frau Gerland ist, ich bin —"

„Felicitas!" rief diese selbst, die gerade auf der Schwelle erschien, im Tone der höchsten Überraschung, „Kind, wo kommst du her? das ist ja eine rechte Geburtstagsfreude für den Vater, ja, ja, Du weißt was Du werth bist, Du bringst Dich selbst, und stellst dadurch alle unsere Gaben in den Schatten. Nun komm her, laß Dir einen Kuß geben, wir wollen es dem Vater gleich sagen lassen."

Felicitas erwiederte innig ihre Umarmung. „Ach, da irrst Du, liebe Mutter, wenn Du meinst, ich dächte dem Vater etwas Besonderes durch meine Ankunft zu geben, er hat ja Dich und Marie, die immer heiter und guter Dinge ist. Aber ich hatte das Bedürfniß dabei zu sein, wenn solch ein Tag

in Liebe Euch vereinigt, ich komme mir oft vor, als ob ich gar nicht mehr dazu gehörte.“

„Was für Gedanken das nun wieder sind, Felicitas,“ schalt die Mutter, die im Herzen doch gerührt war, wenn sie sah, daß ihre Stieftochter sich wirklich verlassen fühlte. „Das sind Grillen, die Du in der Einsamkeit, durch den ewigen Umgang mit Nonnen und alten Leuten bekommst; ich sage es ja immer, aber auf mich hört Niemand. Warum willst Du mit Gewalt immer in Barnrode sein, da Du es so gut hier hast. Ich weiß es freilich wohl, die Großmutter verzieht Dich und ich habe mein Lebelang gestrebt, Dich zu erziehen, und das weiß man der Stiefmutter nie Dank.“

„Mutter,“ bat Felicitas leise, daß die Fremde sie nicht hörte, die sich taktvoll wieder in ihre Arbeit vertieft und in die Fensternische zurückgezogen hatte, „laß uns doch das Wort vergessen, das sich zwischen unsre Herzen drängt. Ich will Dich ja lieben wie Dein Kind und dann sei auch meine wahre Mutter!“

„Gewiß, gewiß, Kind,“ versetzte Frau Gerland, ihre Rührung bekämpfend, „aber laß uns einander nicht weich machen, man weint da zu leicht, und

ich kenne nichts Häßlicheres, als Abends auf einem Balle mit rothen Augen zu erscheinen. Wir haben nämlich Ball heute Abend, wir wollten dem Vater gern eine Freude, eine kleine angemessene Feierlichkeit bereiten, und da hatte Marie den herrlichen Gedanken, einen Ball zu geben."

Felicitas unterdrückte mit Mühe ein Lächeln, nach wenigen Secunden aber zog es wie ein Schatten über ihr Gesicht, als sie dachte wie Marie's Selbstsucht sich auch bei solchen Anlässen geltend machte. Was hatte der Vater von einem Ball? Nichts als Ermüdung und Unruhe. „Liebe Mutter," flüsterte Felicitas ablenkend, die längst an der Art und Weise des jungen Mädchens, die noch immer an dem Atlaskleide nähte, bemerkt hatte, daß sie nicht den unteren Classen der Gesellschaft angehöre, „willst Du mich mit der jungen Dame nicht bekannt machen?"

„Ach mein Gott," rief Frau Gerland leicht, „entschuldige, das habe ich in der Aufregung des Wiedersehns ganz vergessen. Fräulein Schuster, bitte, kommen Sie doch her, meine Tochter Felicitas wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen."

Das junge Mädchen legte die Arbeit hin, trat

näher und verbeugte sich erröthend vor Felicitas, die ihr freundlich einen Stuhl neben sich zurecht rückte.

„Fräulein Schuster,“ fuhr Frau Gerland erläuternd fort, „ist seit vier Wochen schon unsere Hausgenossin, sie beabsichtigt, sich hier als Gouvernante auszubilden und eine passende Stelle zu suchen. Das Erstere ist eigentlich falsch; Gelehrsamkeit hat der selige Herr Pastor Schuster, ihr Vater, ihr genug beigebracht, sie will eigentlich nur die Sicherheit, savoir faire erlangen, was eine Gouvernante haben muß, die junge reiche Damen erziehen will; nicht wahr, meine Liebe?“

Fräulein Schuster erröthete aufs Neue; „Sie sind so gütig Frau Gerland mich unermüdet darin zu unterrichten, ich bedaure oft, daß ich eine so ungelehrige Schülerin bin.“

„Nun das tragen Sie vielleicht künftig *Ihren* Schülerinnen ab,“ meinte Frau Gerland.

„Das hoffe ich nicht,“ fiel Felicitas ein, „es ist ein schwerer Beruf, den Sie erwählen, aber er trägt seinen Segen in sich, und aus der Saat die Sie ausstreuen, kann auch dankbare Liebe und freundliches Verständniß aufgehen. Und wären Sie

wirklich ungelehrig in dem, was die Welt savoir faire nennt, so ersetzt das Alles der Takt des Herzens und den giebt Gott, nicht die Gesellschaft."

Die junge Gouvernante sah sie dankbar an und ermuthigte sich, Felicitas die Hand zu reichen, die diese freundlich drückte. Frau Gerland überging die Einrede, die sie im Stillen superklug nannte, mit Stillschweigen, sie wollte sich nicht ärgern.

„Trotz alledem wirst Du Dich verwundern," fuhr sie, zu Felicitas gewendet, fort, „wie Fräulein Schuster gerade hierher geräth, da Du gewiß nie den Namen gehört hast. Herr Pastor Schuster war ein Jugendfreund von Papa, den er lange, unendliche Jahre nicht gesehen und von dem er, meines Erachtens, trotz der Zuneigung die er zu ihm gehabt, wenig geredet hat. Glücklicherweise hat Herr Pastor Schuster öfter vom Vater gesprochen, so daß Fräulein Auguste sich seiner erinnert hat, als der Tod sie vor Jahresfrist des Beschützers beraubte. Sie faßte alsbald den löblichen Entschluß, als Gouvernante die Mutter, die sie bis jetzt gepflegt, und fünf Geschwister zu unterstützen, wandte sich zu dem Zwecke an den Vater, der sie sofort einlud, bis

auf Weiteres zu ihm zu kommen, und da Du uns eigensinniger Weise verlassen und Marie, das ausgelassene Ding, nun mal durchaus Jemand haben muß, mit dem sie ihre tollen Späße treiben kann, so war mir Fräulein Schuster, die außerdem von Mariens wirklich elegantem Wesen viel lernen kann, in der That willkommen."

Dies Mal war es Felicitas, die erröthete bei dieser unzarten, geringschätzigen Rede. Alle guten Vorsätze vergessend, schwebte eine bittere Entgegnung auf ihren Lippen, die das arme, fremde junge Mädchen in Schutz nehmen sollte, als die Thür sich öffnete und das „ausgelassene Ding" mit Herrn Gerland hereintrat. Da war Alles in den Hintergrund gedrängt; Felicitas flog an die Brust des Vaters, der sie stumm umschlungen hielt und entzückt in die lieben, schönen Augen blickte, die ihn an eine lang entschwundene Zeit erinnerten, an Jugendlust und Liebe, an alle Seligkeit des Herzens und an ein theures Grab. Sie war seiner verklärten Gattin in dem Jahre, wo sie entfernt gewesen um Vieles ähnlicher noch geworden, sie hatte mehr Rundung der Form bekommen, mehr Tiefe und Innigkeit des Ausdrucks.

„Mein guter, guter Vater," flüsterte sie, „Gott segne diesen Tag und erhalte Dich; ich habe ihn gebeten, daß er mich gut machen lasse an Dir, was Du einst um mich gelitten, daß ich die Freude und der Trost Deines Alters sein möge."

Frau Gerland hatte nur die letzten Worte gehört und diese waren hinreichend, ihre ganze alte Empfindlichkeit und Eifersucht heraufzubeschwören. „Trost," rief sie spöttisch, „mein Gott, Felicitas, wer Dich hört, der sollte denken, daß der Vater wunder wie unglücklich sei. Mir scheint, er ist dies Jahr recht zufrieden; Ruhe und Frieden haben wenigstens in diesen Mauern gewohnt."

Felicitas antwortete nicht, sie entwand sich den Armen des Vaters, um Marie zu begrüßen, die ihrerseits nicht allzuzärtlich war. Marie war, seit die Schwestern sich nicht gesehen, wenig verändert; sie war noch voller geworden, ihr Embonpoint war jetzt auf der Grenze des Hübschen. Das röthliche Haar, das sie in vollen Locken trug, ließ die Weiße ihres Teints blendend hervortreten und fiel nicht unangenehm auf. Aber ihre Züge, die dies eine Jahr bedeutend fester ausgeprägt hatte, trugen oft einen Ausdruck, den sie wenigstens vor Felicitas

nicht immer zu verstecken vermochte, den der kältesten Selbstsucht und des verletzenden Hochmuths. Felicitas fühlte etwas davon, selbst in dem Kuß, den die Schwester ihr gab. Aber es erregte nicht wie sonst, ein bitteres Gefühl in ihr, sie wandte sich an den Vater, sie überschüttete ihn mit Zärtlichkeit, ohne auf das Verstummen der Mutter zu achten, es war, als wolle sie in dieser einen Stunde all die versäumte Liebe früherer Jahre nachholen. Und es gelang ihr, sie hatte ihn nie so froh, so freudestrahlend, so gesprächig gesehn. Marie's üble Laune nahm indessen zu, um so mehr, da sie Niemand fand, an dem sie sie mit Grund hätte auslassen können, und als eine augenblickliche Stille im Zimmer herrschte, so daß sie von Allen gehört wurde, sagte sie zu der Gouvernante, die inzwischen zu ihrer Arbeit zurückgekehrt war: „Auguste, sie können das Kleid mit auf ihr Zimmer nehmen, ich denke mir, Vater und Felicitas feiern das Wiedersehen eben so gern ohne Zeugen.“

„Verzeihen Sie,“ sagte Auguste, „ich habe selbst daran gedacht, aber Sie haben vorhin bestimmt, daß ich das Kleid nur hier garniren solle und eine Pause in der Arbeit zu ma-

chen, wagte ich nicht, weil noch viel daran zu thun ist."

Herr Gerland warf seiner Tochter einen finstern, verweisenden Blick zu, und dies Mal war selbst seine Frau, die im Grunde ein viel besseres Herz hatte als Marie, auf seiner Seite. Obgleich auch sie das fremde junge Mädchen oft beleidigte durch Rücksichtslosigkeit, so fiel es ihr doch niemals ein, sie absichtlich zu kränken. Sie wandte sich deshalb an ihre Tochter mit strafendem Ernst: „Pfui, Marie, wie unartig bist Du, was fährt Dir Mal wieder durch den Kopf? Wenn der Vater und Felicitas allein sein wollten, wären sie fortgegangen. Ist man so gegen seine Gäste, die einem außerdem mit so viel Liebenswürdigkeit gefällig sind? Nein, bitte, Fräulein Schuster, bleiben Sie, Sie würden sonst die schwache Mutter strafen, statt den Wildfang, den sie sich über den Kopf wachsen ließ."

Marie schwieg, sie warf den Kopf in den Nacken und trommelte leise an den Fensterscheiben. Aber Herr Gerland stand auf, auf seinen Zügen lag Entrüstung und seine Stimme zitterte vor Aufregung, als er Auguste fragte: „Es ist also nicht Ihr Kleid was Sie nähen, mein Kind, man wagt es

Sie Kammerjungferdienste thun zu lassen, in meinem Hause, in meiner Gegenwart — nein, das ist zu viel!"

„Aber, Herr Gerland," beruhigte Auguste, „was ist denn dabei? das habe ich immer gethan für mich und meine Schwestern, und werde es auch später thun. Es macht mir ja so viel Freude, wenn ich für Fräulein Marie irgend etwas thun kann, Sie wollen mir das gewiß nicht nehmen."

Doch Herr Gerland beruhigte sich nicht so schnell. „Wie kommst Du dazu Marie?" fragte er seine Tochter streng, „Fräulein Schuster's und Deine Stellung zu einander so sehr zu verkennen?"

Marie warf ungeduldig den Kopf in die Höhe. „Mein Gott, Vater, Du machst Lärm um Nichts. Lisette ist krank geworden, da habe ich Fräulein Schuster gebeten, mein Kleid zu arrangiren, das ist Alles."

„Aber die Art, wie Du das thust, ist verletzend," warf Gerland ein, „Fräulein Schuster kann sie nur belächeln, aber mich, Deinen Vater, kränkt sie tief. Ich untersage, daß Fräulein Schuster weiter daran arbeitet, und ich bitte Dich dringend, Marie, das Kleid heute Abend nicht zu tragen, es würde

mich fortwährend an die unangenehme Scene erinnern und mir den Abend verderben; ich will Dich mit Freude ansehen, nicht mit Scham."

„Sie soll das Kleid nicht tragen?" fiel Frau Gerland ein, „nein, bester Mann, das geht nicht, jetzt gehst Du zu weit. Es ist ja eigens angeschafft, weil ich Dir immer gesagt habe, es steht ihr reizend und weil ich Dir auf Deinen Geburtstag die Freude machen wollte, sie schön zu sehen. Das Kleid ist gleichsam eine Gabe für Dich zu dem Feste, das darfst Du mir nicht vor die Füße werfen."

„Ich will es nicht vor Augen sehen!" rief Gerland entrüstet, hielt aber plötzlich inne, als er sah, daß Auguste weinte. Er gab ihr die Hand und jetzt erhielt diese Muth, zu reden.

„Ach, mein bester Herr Gerland," sagte sie weinend, „wenn Sie wüßten wie peinlich diese Scene für mich ist, die ich veranlaßt habe, wenn auch ohne meine Schuld; wenn Sie wüßten, wie drückend es für mich ist in meiner Lage, daß ich die Veranlassung zu Uneinigkeiten in einer Familie bin, von deren Güte und Wohlwollen ich für den Augenblick abhänge, Sie würden Mitleid mit mir

haben und diese Sache beruhen lassen. Wenn Fräulein Marie, die sich so sehr gefreut hat, in diesem Kleide Ihnen zu gefallen, in einem andern heute Abend erschiene, so wäre das ein Vorwurf für mich, der mich keinen Augenblick froh werden ließe."

Herr Gerland küßte sie auf die Stirn. „Sie sind ein gutes, liebes Kind, man muß thun, was Sie wollen, man kann gar nicht anders."

Marie hatte kein Wort gesagt, aber sie sandte Auguste einen finstern Blick nach, als diese jetzt das Zimmer verließ.

„Bitte den Vater doch um Verzeihung, Marie," sagte Frau Gerland ermahnend.

Aber Gerland wurde auf's Neue ungeduldig. „Mich nicht," rief er, „Auguste bitte; ich bin traurig über Dich, beleidigt nicht."

„Vater," sagte Marie jetzt halb trotzig, halb bittend, denn sie hing an ihm, so viel ihr kaltes Herz gestattete, „erst gieb mir einen Kuß, eher kann ich nicht mit Auguste sprechen, um die mir der schöne Abend verleidet wird."

Herr Gerland küßte sie. „Laß mich so etwas nicht wieder hören, Marie," sagte er und ging dann hinaus, um ruhig zu werden.

Die frohe Laune war aber doch getrübt, ein Mißbehagen war bei jedem Einzelnen eingekehrt, Felicitas war am unangenehmsten berührt von der Scene. Das Haus und die Verhältnisse erschienen ihr wieder in dem alten unfreundlichen Lichte, nur der Vater war ihrem Herzen gewonnen für alle Zeit. Frau Gerland schwieg, Felicitas' Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, scheiterten an der Mutter Verstimmung und Marie's Trotz. Sie dankte Gott, als ein Bedienter kam und meldete, daß angerichtet sei, so gern sie vorher auch Toilette gemacht hätte. Das Mahl wurde ziemlich schweigsam und schnell beendet, es gab noch viel zu thun für den kommenden Abend. Nach Tisch nahm Marie das Kleid zur Hand, sie litt es auf den ermahnenden Blick und die ernste Bitte ihrer Schwester, daß Felicitas ihr half, aber sie lehnte eigensinnig jede Hülfe Augustens ab in einer persiflirend demüthigen Weise, die diese mehr noch kränkte als der Hochmuth. Endlich, gegen halb sieben Uhr, war das Kleid fertig und nun begab auch Felicitas sich auf ihr Zimmer um Toilette zu machen.

Ihr Schlafzimmer stieß an das letzte der Gesellschaftsräume, welche die Fronte des großen

Hauses einnahmen. Das Gebäude war ein Eckhaus, der breite Vorderbau des Hauses lag nach einer ziemlich lebhaften Straße; die östliche Seite, in der die Zimmer der Hausfrau und das Eßzimmer lagen, sah auf einen großen freien Platz; im westlichen Flügel, der in einen kleinen netten Garten hineingebaut war, befanden sich die Gemächer der Töchter und die Schlafräume, so daß die Wohnung der Mutter von der ihrer Kinder durch die Reihe Gesellschaftszimmer getrennt war. Die beiden Schwestern besaßen jede ein eigenes Schlafzimmer und gemeinschaftlich ein kleines, nettes Boudoir, das seitwärts vom Tanzsaal in den Garten hinaus sah und heute, auf Marie's Anordnung zu einem kleinen dämmernden Blumengarten umgeschaffen war, wozu die hinaustretenden Fenster des hübschen Erkers es besonders geeignet machten. Es war Felicitas' Schlafzimmer, welches, nur durch Portieren getrennt, zunächst an dies Cabinet stieß; eine leichte spanische grüne Wand war zum Schutze vor die Thür gesetzt und wurde wieder versteckt durch das dichte Laubwerk von Oleander- und Orangenbüschen und blühenden Blumen.

Felicitas freute sich herzlich des endlichen Allein-

seins; die lange Fahrt in der frischen Winterluft, die Aufregung des Empfangs und die nachfolgenden unangenehmen Scenen, das Alles hatte ermüdend auf sie eingewirkt. Sie schob den kleinen Lehnstuhl an den flackernden Kamin und dem Spiel der Flammen zusehend, fielen ihr die schweren Augen bald zu. Sie schlief süß und fest wohl eine Stunde und erwachte erst auf das schüchterne Klopfen einer kleinen netten Schneiderin, die heute an Lisettens Statt Kammerjungferdienste versehen sollte. Felicitas sprang erschrocken auf; „ist es schon so spät?“ fragte sie. „Ich bin noch weit zurück. Gehen Sie nur, ich bin gewohnt, mich selbst anzukleiden, nur die letzte Hand brauchen Sie anzulegen und dazu werde ich schellen.“

Sie begann jetzt rasch das lange schwarze Haar aufzulösen, das, seidenartig glänzend, sie fast bis zum Knie wie in einen dichten Mantel einhüllte, um es aufs Neue zu glätten und zu flechten. Als sie beinahe fertig war, vernahm sie Geräusch von Stimmen im anstoßenden Cabinet und sie lauschte, um zu hören, ob es schon Gäste seien und sie über ihre Verspätung einen gerechten Tadel von der Mutter zu erwarten habe. Es war Marie's Stimme,

die sie deutlich unterschied, und die jetzt eben in ihrem herbesten Tone sagte:

„Wenn Sie das nicht beabsichtigt hätten, so hätten Sie ja still hinausgehen können, ohne stichelnde oder insolente Einwände. Mir ist die Freude an dem Kleide doch verleidet, an dem ganzen Abend, und ich finde es eigen, einer Familie, gegen die man fortwährend von Dank redet, denselben auf eine Art abzustatten, die Vater und Tochter entzweit. Was beabsichtigen Sie eigentlich damit?"

„Ich beabsichtige das Beste," antwortete Auguste mit unterdrückter Stimme, „ich bin sehr unglücklich, daß ich oft das Gegentheil erziele — es ist nicht meine Schuld. Ich werde dies Haus bald verlassen, ich verkenne die gütige Absicht Ihres Vaters nicht, die mich hierher gerufen, ich weiß ihm das aufrichtigen Dank. Aber das, was ich hier mir erwerben soll, erlerne ich nimmer, mein Gemüth ist nicht fügsam genug dazu, viele Sitten der großen Welt bleiben ewig in Widerspruch mit meinen einfachen Begriffen von gut und recht."

„Sehr rührend und sehr hochmüthig, Tugend und Hochmuth gehen häufig Hand in Hand. Sie

werden also eine directe Klage bei meinem Vater anstellen und mir nochmals unangenehme Stunden bereiten?"

„Das verhüte Gott; ich werde ihm die Wahrheit sagen, daß ich tiefes, unbezwingliches Heimweh nach dem stillen Kreis der Meinigen habe; ich habe durch Ihres Herrn Vaters Güte Connexionen genug erworben, und bei vorkommenden Gelegenheiten wird er meiner gewiß gedenken."

„Sicher," antwortete Marie ruhiger. „Aber wenn Sie nicht wollen, daß die Gäste Sie hier überraschen, so ziehen Sie sich lieber bald zurück, es wird spät."

„Fräulein Marie," entgegnete Auguste und dies Mal bebte der Ton, in dem sie redete, „ich glaubte, Sie hätten an dem weißen Kleide, das ich trage, und das man für gewöhnlich in dieser Jahreszeit bei Seite legt, bemerkt, daß ich dem Balle beizuwohnen beabsichtige, obwohl gegen meinen Wunsch, des seien Sie überzeugt. Aber der Ton, in dem Ihr Herr Vater dazu mich aufforderte, war fast ein Befehl, er sah meine Einwände als eine Empfindlichkeit nach der Scene mit Ihnen an, und ich willigte ein, um durch eine

hartnäckige Weigerung nicht abermals Differenzen hervorzurufen."

Felicitas horchte in schweigender Entrüstung und dieselbe nahm zu, als Marie erwiederte: „So, das ist etwas Anderes. Aber ich bitte Sie dringend, und ich hoffe, Sie geben etwas auf meine Wünsche, schaaren Sie sich nicht mit uns dicht um die Eltern im Empfangzimmer. Den Tänzern wird ja angst und bange; Felicitas ist schon hinzugekommen, wenn nun noch eine Dritte, ihnen ganz fremde Person, für die sie, weil sie Niemand kennt, auch unmöglich besonderes Interesse haben können, sich als Familienmitglied präsentirt, so werden die Verpflichtungen so enorm, daß vom Vergnügen wenig oder nichts bleibt, und unsere Bälle in ein schlechtes Renommee kommen. Es ist hier ja hübsch und kühl, wer mit Ihnen tanzen will, findet Sie hier so gut, als in den vorderen Zimmern." Sie wartete gar keine Antwort ab und rauschte davon.

Felicitas stand wie versteinert; so gehässig war Marie's Charakter ihr nie erschienen, so hatte er sich auch erst ausgebildet in der letzten Zeit durch die Schwäche und Nachsicht der Mutter. Sie beeilte jetzt ihre Toilette, es drängte sie, der armen

Verlassenen zu Hülfe zu kommen und sie liebreich aufzurichten. Schon wollte sie der kleinen Sophie schellen, als ein neues Gespräch sie fesselte. Dies Mal war es eine Männerstimme, die redete; es lag ein angenehmer, tiefer und doch weicher Klang darin.

„Guten Abend, mein Fräulein, ich komme unverzeihlich früh; meine Uhr hat mir einen dummen Streich gespielt, ich bin froh, daß irgend eine freundliche Seele hier ist, trotz der frühen Stunde. Aber Sie haben ja geweint? Schon wieder, und Sie haben mir erst vor wenig Tagen versprochen, daß Sie sich zusammennehmen wollen. Glauben Sie mir, mein Fräulein, ein ernster Wille vermag viel, welches Ihr Kummer auch sei. Ich glaube oft es fehlt Ihnen an einer Freundin, an einer Vertrauten, und Fräulein Marie, der hübsche Wildfang, ist noch nicht ernst und vernünftig genug, fremdes Leid mitzufühlen. Kann ich denn in gar nichts Ihnen dienen oder helfen? — ich wünsche es so sehr, und ich wage es, Ihnen das zu sagen, weil Sie zu gut und verständig sind, um meine Theilnahme zu verachten. Es giebt für einen Mann nichts Rührenderes als ein gebeugtes oder verlassenes Weib, er wäre kein Mann, wenn er nicht

das natürliche Gefühl, den lebhaften Wunsch hätte, zu trösten oder zu helfen.

Felicitas horchte hoch auf, die Stimme schien ihr nicht fremd, die Worte klangen ihr sogar vertraut, denn sie fanden einen Wiederhall in ihrem eignen Herzen.

„Ich danke Ihnen," hörte sie Auguste antworten. „Theilnahme thut immer wohl, woher sie auch kommt, das ist die Sprache die jedes traurige Herz versteht. Sie wissen, Herr Rittmeister, daß ich vor Jahresfrist einen schweren Verlust gehabt habe, und die neue Trennung von Mutter und Geschwistern, von der Heimath, von Allem was ich liebe, macht mein Herz sehr schwer. Dazu kommen oft Sorgen, trübe, schwarze Gedanken um die Zukunft der Meinen, und die Stütze, die ich Ihnen sein kann, dünkt mich gering. Ich werde muthlos und verzweifle; man sagt, mir fehle noch viel an äußerer Tournüre, um eine rechte Erzieherin abzugeben und ich fürchte, ich erringe das nicht; wenigstens hier nicht," setzte sie leiser hinzu.

„Aber, mein liebes Fräulein," sagte die männliche Stimme in sanft verweisendem Ton, „thun Sie da nicht unrecht zu verzweifeln, wo so viele

Herzen gerechte Ansprüche an Sie erheben? Giebt der Gedanke nicht Muth und Stolz, die Zuflucht und der Trost geliebter Menschen zu sein, giebt Ihnen das nicht Kraft die Mühen zu tragen und die Schmerzen zu überwinden? O, wer liebende, treue Herzen sein nennt, dem gab Gott viel, denn an die Liebe reicht nicht Stolz und Neid, nicht Haß noch Bosheit. Um was verzagen Sie — um ein Bischen Äußerlichkeit, deren Mangel ich nie bei Ihnen bemerkt habe? Glauben Sie mir, der schönste Schmuck des Weibes ist der milde, klare Sinn, das innige Gemüth, die reine Güte; sie allein sind es, die die Frau jung, schön und liebenswerth machen. Und Sie haben das Alles, — nein, erröthen Sie nicht, es ist kein Courmacher, der Ihnen das sagt, es ist ein ruhig verständiger Freund, der zu Ihnen spricht."

„Sie heben mein Selbstvertrauen und machen mir Muth," antwortete sie, „und ich erkenne es dankbar, daß Sie so viel Theilnahme an dem Geschicke eines fremden und verlassenen Mädchens haben. Ihre freundlichen Worte sollen auch nicht unbeachtet an mir vorübergehen, ich will mich zusammennehmen und dem Schicksale ins Auge sehen,

und wenn ich, was ich zu Gott hoffe, erst eine fest angewiesene Stellung als Erzieherin habe, so wird der bestimmte Kreislauf meiner Pflichten und ein gewisses selbständiges, unabhängiges Gefühl mir auch Muth und Freudigkeit geben."

„Das hoffe ich; ich erwarte es sogar von Ihnen. Wollen Sie mir die Erlaubniß geben, daß ich mich für Sie um ein passendes Unterkommen durch meine Mutter bemühen darf?"

„Wie gütig sind Sie," antwortete Auguste mit bewegtem Tone, „ich bitte Sie darum, und werde mich immer dankbar Ihrer Theilnahme erinnern."

„Wollen Sie nun aber auch hoffen und ruhig sein? Ah, da lächeln Sie, so ist's recht. — Wollen Sie nun auch dem neuen Freunde, der sich Ihnen ungerufen als solcher aufdringt, einen Tanz geben, den ersten, damit ich mich überzeuge, daß Sie Willenskraft genug haben, trübe Gedanken zu besiegen und damit mir für meinen Rath eine kleine Anerkennung zu Theil wird?"

„Gern," erwiederte Auguste, „nur seien Sie so gütig, mich bis zum Beginne des Tanzes hier zu lassen; es würde Frau Gerland mit Recht verstimmen und die Gäste verwundern, wenn ich mit

verweinten Augen, wie ich sie noch habe, im Empfangzimmer mich zeigte."

„Gut, ich werde zu rechter Zeit wiederkommen, ich eile jetzt, mich den Damen vorzustellen, die gewiß von dieser Seite her keine Gäste vermuthen: als ich kam, waren alle Zimmer noch leer."

Felicitas horchte noch, aber nun blieb Alles still; er war also fortgegangen. Sie verlor sich in tiefe Gedanken, wer es sein könne; die Worte paßten zu keinem der jungen Männer, die sie im vergangenen Jahre hier kennen gelernt hatte, denn sie waren mild und der Ton sanft; er klang in Felicitas' Herzen fort.

Ein abermaliges Klopfen der kleinen Sophie weckte sie aus ihrem Nachsinnen, sie ging jetzt mit Ernst an die Toilette. Sie wählte ein ganz einfaches weißes Kleid, nur eine Schnur kostbarer Perlen, ein Erbtheil ihrer Mutter, schlang sie um den vollen blendenden Nacken, und dunkelglühende Camelien schmückten das reiche schwarze Haar, sonst sah man keinen Schmuck an ihr. Und doch war sie fast nie schöner gewesen, als heute, wo die Erwartung ihren Zügen einen besonders lebhaften Ausdruck verlieh. Es war schon eine Menge Per=

sonen versammelt, als sie in den Saal trat; der Vater drohte scherzend mit dem Finger, Frau Gerland hingegen schien nichts weniger als unzufrieden. Marie war umringt von vielen jungen und alten Herren, die so eifrig in die Unterhaltung mit ihr vertieft waren, daß sie die Eingetretene gar nicht bemerkten. Frau Gerland war herzensfroh; Marie sah bei Abend wirklich sehr hübsch aus in dem blauen Kleide, ihre Augen sprühten von Lust und Lebendigkeit, als sie ihrem Witz und ihrer Laune die Zügel schießen ließ, und Felicitas kam zu spät, um den günstigen Eindruck zu schwächen, den Marie's Erscheinung hervorgerufen hatte. Diese Absicht lag dem jungen Mädchen übrigens auch sehr fern; sie wollte nicht glänzen, noch weniger verdunkeln, sie wollte nur geliebt sein. Die kleine Gruppe Personen, die um Herrn Gerland versammelt stand, bewillkommnete sie theils artig, theils sogar herzlich, denn auf ältere Personen, denen sie sich in aller Unbefangenheit und mit einer fast noch kindlichen Aufmerksamkeit nahte, machte Felicitas in der Regel einen herzgewinnenden Eindruck. Nach und nach zog sie auch die Blicke der jüngeren Herren auf sich; es war nicht möglich auf die Länge,

daß man sie nicht bemerken konnte, ihre Schönheit machte immer wieder ihr Recht geltend, wenn man sie auch für stolz oder herzlos hielt. Einer nach dem Andern trat herzu, es war beinahe Pflicht, der Tochter des Hauses, der schönen, reichen Erbin, etwas Angenehmes zu sagen, und diesen Abend wurde es den jungen Männern leicht, denn Felicitas war noch zu kurze Zeit hier, als daß die Mutter Gelegenheit gefunden hätte, sie durch Bitterkeiten aufs Neue mißtrauisch oder verschüchtert zu machen. Sie nahm es freundlich, fast dankbar auf, was man ihr Liebes sagte, ja sie glaubte sogar daran, nach Mädchenart. Aber vergebens suchte sie aus dem Kreise junger Männer, der sie umgab, denjenigen herauszufinden, der vor Kurzem die arme, verlassene Auguste so freundlich getröstet hatte. Keiner paßte zu der Vorstellung, die sie sich von ihm entworfen, und sie mußte lächeln über sich selbst, daß dieselbe immer wieder mit dem Bilde des jungen Officiers zusammentraf, den sie vor wenig Stunden auch als einen Freund der Armen und Betrübten gesehen hatte.

Indessen hatten sich alle Gemächer mit Gästen gefüllt, in das summende Geräusch des Sprechens

und Lachens mischte sich das leise Stimmen der Instrumente, die plötzlich gleichzeitig in einen rauschenden Walzer einfielen. Im Nu war der Tanz geordnet, den Marie eröffnete; Felicitas zögerte noch, sie trat unwillkürlich in die hintern Reihen mit ihrem Tänzer zurück, sie war gespannt, Augustens Freund zu sehen. Ihre Blicke hingen an der breiten Flügelthür und jetzt erschien eine bekannte Gestalt auf der Schwelle, ein edles freundliches Gesicht mit guten Augen, die eben so ermuthigend die kleine bescheidene Tänzerin an seinem Arme ansahen, als vor Kurzem das arme verlassene Weib mit ihren Kindern. Felicitas empfand eine geheime Freude, daß er es war, daß ihre Phantasie nicht gelogen, und sie zog sich noch tiefer zurück, daß Niemand gewahre, wie sie erglüht war in der plötzlichen Überraschung. Er stand nahe bei ihr, er hatte ihr den Rücken zugewandt und er bemerkte sie nicht eher, als bis sie zum Tanzen antrat. Flüchtig schaute sie zu ihm hinüber und da traf sie sein Blick und ein so helles Entzücken leuchtete darin auf, daß Felicitas erbebte in einem ungekannten Gefühl. Sie wagte nicht, ihn wieder anzusehen, aber sie fühlte, daß sein Blick noch immer auf sie

gerichtet war, tief und fest, sie empfand es im Herzen, und es schlug schneller bei diesem Bewußtsein. Nur Marie hatte die stumme Scene bemerkt, und diese Wahrnehmung hatte um den trotzigen Mund wieder all den Hochmuth und die Härte gelagert, die noch eben im tiefsten Winkel ihres Herzens versteckt lagen. Sobald der Tanz zu Ende war, zog der Rittmeister seine Tänzerin zu dem schönen Mädchen, dessen Namen er so eben von ihr erfahren.

„Fräulein Felicitas," sagte sie verlegen, denn viele Augen waren auf sie gerichtet, „Herr Rittmeister von Roda wünscht Ihnen vorgestellt zu sein."

„Nur genannt," lächelte er, sich verbeugend, „ich bin so glücklich, Fräulein Gerland bekannt zu sein."

Marie stand ganz nahe, sie horchte hoch auf. Bekannt waren sie? das war ja kaum möglich, der Rittmeister war erst vor wenig Monden, während Felicitas in Barnrode war, hierher versetzt und seit der Zeit, wo die Schwestern noch Kinder waren, nicht in der Residenz zum Besuche gewesen. Und doch, warum erröthete Felicitas, warum folgten ihr seine Augen unablässig, und weshalb sagte er, er

sei ihr schon bekannt? Gewißheit mußte sie haben; mochte Felicitas mit ihrem Gelde sich erwerben, wen sie wollte, dieser Eine mußte, sollte für sie verloren sein. Diesen Einen wollte Marie besitzen, und ihre Leidenschaft kannte kein Hinderniß.

„Sie sind meiner Schwester schon bekannt, und nur vom Sehen, wie ich schließen muß?" fragte sie, sich in das Gespräch mischend. „Ist eine solche Voraussetzung nicht etwas keck? Meine Schwester Felicitas kennt kaum die Herren, die ihr mit aller Ceremonie vorgestellt worden sind, d. h. sie kennt sie hernach nicht wieder, da sie behauptet, daß es bis jetzt weder der Mühe werth gewesen sei, sich ihre Worte, noch ihre Erscheinung einzuprägen. Halten Sie nach dieser Mittheilung sich noch von meiner Schwester gekannt?"

Der Rittmeister sah verlegen und fast bestürzt von Einer zur Andern. „Ich hoffe nicht," sagte er dann mit entschuldigendem Tone, „daß ich mich einer Eitelkeit schuldig gemacht habe."

„Im Gegentheil, Herr Rittmeister, ich bin aufrichtig erfreut, Sie hier wieder zu sehen; Marie hat Recht, man vergißt wohl eine Ballphrase, etwas menschlich Schönes nie, und den freund-

lichen Helfer der Armuth würde ich überall und unter allen Umständen wiedererkannt haben.

Er verneigte sich mit freudestrahlendem Gesicht.

„Helfer der Armen?" rief Marie dazwischen, „wo sind Sie denn Felicitas wie ein tröstender Engel erschienen?" Felicitas strafte die Schwester mit einem finstern Blick, der Rittmeister lachte, er fand Marie keck und allerliebst, und bemerkte Felicitas Mißstimmung nicht. Er erzählte kurz sein Abenteuer und ließ dann Marie gewähren, deren Neckereien ihn amüsirten. In diesem Augenblick ging etwas von dem tiefen Eindruck verloren, den er auf Felicitas gemacht, er schien ihr neben seiner Güte, neben seinem tiefen, liebevollen Verständniß für fremdes Leid doch eine gewisse Leichtfertigkeit zu haben, die sie unangenehm berührte in ihrem ernsten, reinen Sinn. Und doch that es ihr leid, daß das Bild etwas von seinem Glanze verlieren solle; sie versuchte sich einzureden, daß es nicht Leichtfertigkeit, daß es vielleicht nur eine Leichtigkeit, eine Glätte der Form sei, mit der er auf Marie's Geplauder, das ihr mißfiel, einging. Als er mit ihr tanzte, da wehte wieder der reine Hauch einer edlen männlichen Seele sie an, wenn er mit ihr

redete, da war er ein ganz Anderer, und Felicitas hatte weder Unbehagen noch Scheu, sie fühlte sich verstanden und gab sich selbst offen, wie sie war. Indessen wich von Frau Gerland's Stirn allmälig die Heiterkeit, die sie beim Beginn des Balles geschmückt, ihre Blicke hingen unruhig an Felicitas und ihrem Tänzer und flogen ab und an prüfend zu Marie hinüber, ob dieselbe ihre Gedanken und Befürchtungen theile.

Als der Ball zu Ende war, da war auch, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen war, die alte Spannung zwischen Felicitas und ihrer Mutter wieder eingetreten; Niemand wußte warum, Niemand wollte es sich eingestehen, aber Jeder fühlte, daß es so sei.

Der nächste Morgen war ein Sonntag; die Familienglieder erschienen vereinzelt am Frühstückstisch, Marie hatte Kopfschmerzen, Frau Gerland war müde und verstimmt, fand aber doch Zeit, ihre Verwunderung auszudrücken, daß Felicitas das Begegniß mit der armen Frau, oder richtiger mit dem Rittmeister verschwiegen hatte.

„War denn etwas dabei, was eine Geheimhaltung nothwendig machte?“ fragte sie, „es könnten

doch höchstens Gefühle sein, deren raschen Entstehens Du Dich schämtest, denn die Thatsache, daß ein junges Mädchen als barmherzige Schwester auftritt und die erste beste hergelaufene Vagabundin mit liebender Fürsorge umgiebt, ist zwar selten, aber nicht eben unanständig. Wenn Du die Frau am Thore hättest gehen lassen, so hättest Du eben so wohlthätig und minder auffallend gehandelt. Man kann ja geben, man soll es sogar, aber es ist, vorzüglich für ein junges Mädchen, besser, dies arme Volk in einiger Entfernung zu halten; man kommt gar zu leicht in mißliche Lagen dadurch."

Wie Spott fast zuckte es um Felicitas' fein geschnittenen Mund; doch sie sah auf den Vater, sie gedachte ihrer Vorsätze und Versprechuugen und sagte gelassen: „Glaubst Du denn, Mutter, daß ich jemals etwas Unanständiges begehen könnte? Es sollte mir leid thun, wenn Wohlthun und Barmherzigkeit, die nicht stets ängstlich fragen, wie weit sie gehen dürfen, so selten in der Welt geworden wären, daß ich dadurch auffiele; aber wenn auch, so lange mein Bewußtsein mir sagt, daß ich recht thue, so lange ich nicht erröthe vor mir, so lange darfst Du es auch nicht."

„Ich bin es gewohnt, Felicitas, daß Du meinen Rath stets hochmüthig zurückweisest,“ entgegnete Frau Gerland spitz, „meinetwegen nimm die Familie unter Deinen Schutz, stelle den Rittmeister als barmherzigen Bruder an, und spiele die Scene weiter.“

Sie ging hinaus und ließ ihren Gatten bei Felicitas zurück, die gekränkt einen Augenblick schwieg, sich aber zusammennahm, sobald sie die gedrückte Miene ihres Vaters bemerkte.

„Sei zufrieden, Väterchen,“ sagte sie schmeichelnd, „ich werde die schöne Zeit unsers Beisammenseins nicht durch Mißverständnisse und Reibungen trüben; die Mutter hat Recht, ich könnte ihren Rath oft freundlicher aufnehmen. Ich werde schon das Rechte treffen; verlassen kann ich das arme Weib nicht, nun ich mal in ihr Unglück geschaut habe, aber ich möchte die Mutter doch auch zufrieden stellen. Bitte, Vater, sorge Du weiter, ziehe Erkundigungen ein, und thue dann die geeigneten Schritte.“

Herr Gerland drückte einen Kuß auf ihre Stirn. „O, Du Kind meiner Liebe,“ sagte er bewegt, „was habe ich gelitten um Dich, was leide ich

noch heute, wenn ich sehe, daß Du unverstanden und fremd im Vaterhause stehst, daß Deine Sehnsucht hinausschweift nach etwas fernem Unbekannten, daß ich umsonst suche, Dein Herz an mich zu binden."

„Vater!" rief sie erschüttert, „Vater! sag' das nicht. Zeig' mir nur Liebe, denn die geh' ich suchen in der Welt, zeig' mir nur, daß es wahr ist, was die Großmutter mir sagt, daß ich Dein Stolz und Deine Freude bin, und meine Heimath und mein Frieden ist bei Dir."

Er zog sie an sein Herz, stumm zwar, aber voll mächtiger Rührung, er wußte es, in diesem Augenblicke hatte er seines Kindes Herz an sich gefesselt für alle Zeit. — Als sich Beide etwas gesammelt, verließ Herr Gerland das Zimmer, damit nicht seine etwa wiederkehrende Frau seine unterdrückte Bewegung errathen und dadurch neuer Anlaß zu Mißstimmung entstehen möge. Felicitas kleidete sich an, um in die Messe zu gehen; Frau Gerland und Marie blieben zu Haus.

Gegen Mittag kamen verschiedene Besuche, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen, unter ihnen Roda. Frau Gerland war eben

abwesend. Marie war allein und er wagte eine Frage nach Felicitas.

„O, sie ist wohl; so lange und so oft sie beten kann, ist sie das immer, sie ist in der Kirche," erwiederte Marie.

„Betet Fräulein Felicitas so fleißig?" fragte er.

„Es thut mir leid, ja sagen zu müssen," scherzte Marie, „ich weiß, das Beten ist nicht ganz nach Ihrem Geschmack, aber meine schöne Schwester hat sonst manche beneidenswerthe Eigenschaft."

„Sie haben Recht," sagte er ernsthaft, „ich bete nicht so viel, wie ich sollte, aber mein Weib muß beten können, tief und gläubig, es muß ein Bedürfniß ihres Herzens sein, und wenn es in den Augen des Mannes etwas Heiliges und Ehrfurcht-gebietendes giebt, so ist es ein wahrhaft frommes Weib."

Marie erröthete ein wenig; „wohl deshalb, weil es so wenig wahrhaft fromme Männer giebt," erwiederte sie. „Scheu und Ehrfurcht hat man gewöhnlich vor dem Unnahbaren, Unfaßbaren, und weil wir armen, sündigen Weltkinder, die wir mehr scherzen und weniger beten, mit den Männern im Punkte unsrer Weltanschauungen ziemlich auf gleicher

Stufe stehen, kommen wir auch schlecht genug weg bei dem Urtheil, das die letzteren über uns fällen."

„Nein," betheuerte er, „wenn Sie sich dazu rechnen, Marie, so können Sie zufrieden sein. Fräulein Felicitas ist ein Wesen so ganz anderer Art, daß man auch anders fühlt und denkt ihr gegenüber. Sie sind schön und geistreich, Sie wissen, wie ich Ihre Vorzüge bewundere, aber Sie haben Recht, Sie sind mehr einer Art mit mir, ich würde vor Ihnen mich eines Fehlers, einer unschönen Handlung weniger schämen, als vor Ihrer Schwester, die, glaube ich, kein Urtheil über menschliche Schwäche und Leidenschaft hat. Fräulein Felicitas erscheint mir rein und himmlisch wie die Heiligen, zu denen sie betet."

Da trat Felicitas selbst ein, sie hatte die letzten Worte noch gehört, sie thaten ihr wohl, denn was der junge Mann auch sprach oder dachte über ihre Hoheit, sie war doch ein Weib in der vollen Bedeutung des Wortes, ein irdisch fühlendes, irdisch begehrendes Weib. Sie fanden keinen Augenblick des Alleinseins; Marie blieb gegenwärtig, auch Frau Gerland erschien, nun ihrer Tochter tête-à-tête mit Roda doch einmal durch Felicitas unterbrochen war,

aber doch fühlte diese in jedem Wort, in jedem Blick die bewundernde Verehrung, die er für sie empfand.

Von da an kam er fast täglich; sein Erscheinen wurde von Allen freudig begrüßt; Felicitas sprach es nicht aus, aber ihr Herz grüßte ihn aus den sanften schwarzen Augen, und das seine erwiederte diesen Gruß mit stolzem, jubelnden Entzücken. Wie war sie anders als alle Mädchen, die er kannte, wie demüthig fromm, wie stolz und rein in ihrer jugendlichen Schönheit. Auch Marie liebte ihn; minder gluthvoll und innig, minder rein, aber mit der ganzen Begehrlichkeit ihrer heftigen, eigensinnigen Natur. Und Frau Gerland unterstützte diese Neigung, die ihrer mütterlichen Eitelkeit und dem gewaltsam unterdrückten Adelsstolze schmeichelte. Der Rittmeister von Roda gehörte einer, zwar nicht reichen, aber alten Familie an; sein Vater war Kriegsminister, eine ausgezeichnete Persönlichkeit, wenngleich durch seine Kälte und eiserne Strenge mehr gefürchtet als geliebt, und seine Mutter eine geistreiche, liebenswürdige Frau, die ihren Salon zum Mittelpunkt der Gesellschaft machte. Alexander von Roda, der erst vor Kurzem hierher versetzt

war, hatte Marie einige Aufmerksamkeit erwiesen, und Frau Gerland hatte sogleich glänzende Hoffnungen darauf gebaut. Hatte er auch keine Reichthümer zu erwarten, so war er doch, als seines Vaters einziges Kind, nicht mittellos, und der Einfluß des Kriegsministers stellte ihm überdies eine glänzende Carriere in Aussicht. Papa Gerland konnte auch Zuschüsse machen, und wenn Felicitas, womit ja der Kaplan Lichtring, ihr Beichtvater, ganz einverstanden war, einst vielleicht den Schleier nehmen sollte, so konnte Marie ihre Erbin werden und eine glänzende Rolle spielen. Frau Gerland hatte sich das Alles schon ausgemalt, sich schon ganz und gar in die Rührung hineingelebt, die sie sowohl bei Marie's Trauung, als bei Felicitas' Einsegnung empfinden würde, ja sie weihte der Nonne in Gedanken all' die Liebe, die sie dem blühenden, hoffnungsreichen Mädchen entzogen; Frau Gerland empfand alsogleich Wohlwollen und Neigung, wo sie bemitleiden konnte. Indessen kam es ganz anders, als sie gedacht; Felicitas schien das Kloster und seinen stillen Reiz vergessen zu haben in dem süßen Gefühl erwachter Liebe, ihr Wünschen und Sehnen nahm eine bestimmte Form

an, die Erde mit ihrer heitern Pracht, mit Jugendlust und Liebesglück lockten ihr Herz mit unwiderstehlicher Gewalt.

Die wachsende Neigung zwischen den Liebenden wurde begünstigt und genährt durch Auguste; Beide hatten dem armen, heimathlosen Mädchen so viel herzlichen Antheil an ihrem Geschicke bewiesen, Felicitas besonders war ihr eine so kräftige Stütze gegen Marie's Übermuth, daß sie ihrer jungen Beschützerin mit einer wahrhaft leidenschaftlichen Dankbarkeit ergeben war. Wie geschickt Marie auch bemüht war, über die glänzenden Eigenschaften, die tief in Felicitas' Herzen ruhten, einen Schleier zu werfen, Auguste verstand in ihrem einfachen Sinne doch recht gut, dieselben immer im rechten Augenblicke ins rechte Licht zu stellen, und ihrem Eifer verdankte Roda manchen tieferen Blick in das reiche Gemüth der Geliebten. Und für ihn hatte Auguste immer eine Entschuldigung bereit, wenn man in Felicitas' Gegenwart seinen Leichtsinn besprach; sie that das mit bester Überzeugung, sie kannte sein gutes Herz, das nimmer fehlen konnte, wenn auch das heiße Blut der Jugend mal überschäumte. Sie erhielt sein Bild rein und fleckenlos in Felicitas'

Herzen, sie befestigte ihren Glauben an ihn, daß die Liebe sich daran hinaufranken konnte in schimmerndem Hoffnungsgrün mit tausend umschlingenden Armen. Jetzt kannte Felicitas keine Scheu und Verlassenheit mehr, jetzt hatte sie Muth, dem Vater ohne Zurückhaltung die tiefe kindliche Verehrung zu zeigen, die sie für ihn empfand; sie verzieh Marie Kälte und Schroffheit und gab voll sanfter Freundlichkeit der Mutter in allen Launen nach. Wenn etwas ihre glückliche Stimmung trüben konnte, so waren es die Briefe, die sie von der Freundin ihrer Kindheit empfing, denn Catharina, dies Kind des Glückes und der Freude, dies frische, lebendige Leben ging einem langsamen Verschmachten entgegen, einem stillen Verwelken, einer Heirath voll Glanz und ohne Liebe. Zuweilen mahnte sie eine leise Stimme in ihrer Brust, daß sie hingehen möge und die Arme aufrichten und sie stärken zu dem Opfer, das sie bringen sollte; aber das unruhige, bangende, verlangende Herz hatte verlernt zu gehorchen, es rang um das eigne Glück, um die Gewißheit, ob Leben oder Tod — und Felicitas erflehte das Leben, das glühende Leben mit seiner seligen Lust, und blieb.

Es waren drei Monate vergangen, seit Felicitas in das Haus ihres Vaters zurückgekehrt war, und in dieser Zeit war das junge Mädchen zu einer gewissen Berühmtheit in den ersten Kreisen der Residenz gelangt. Die vielen Verehrer, die sich um die schöne Erbin, deren Kälte und Schroffheit nach und nach einer natürlichen Liebenswürdigkeit wich, gesammelt hatten, wurden, in den Augen der vornehmen Welt wenigstens, sämmtlich verdunkelt durch die Person des Erbprinzen, der dem schönen Mädchen offen seine Huldigungen darbrachte. Diese Aufmerksamkeiten, die durchaus nicht die Öffentlichkeit vermieden, fielen um so mehr in's Gewicht, wenn man die strengen Grundsätze, die wirklich sittliche Reinheit, die den Prinzen auszeichneten, in Betracht zog. Je weniger man bei den Ansichten desselben und bei der ehrenhaften Stellung, die die Familie Gerland einnahm, an ein mögliches unerlaubtes Verhältniß glauben konnte, um so mehr Wahrscheinlichkeit gewann das Gerücht einer morganatischen Verbindung, das bereits hier und da aufgetaucht war. Felicitas selbst freilich war weit entfernt von einem solchen Wunsche; die Rücksicht und Artigkeit, die sie dem allverehrten Fürsten

schuldete und gewährte, wurde von der Menge selbstverstanden für ein wärmeres Gefühl ausgelegt, von dem das junge Mädchen selbst nichts wußte. Ihre Liebe hing fest und unerschütterlich an dem Einen, dem sie erwachend sich zugewandt hatte, der zuerst sie ahnen ließ, was das Leben geben kann.

In die letzten Tage des Monats März fiel der Todestag ihrer Mutter; schon am Morgen war Felicitas auf dem Kirchhof gewesen, um liebend das Grab zu schmücken, wie sie es gethan seit ihren Kinderjahren an des Vaters Hand. Heute ging sie allein, Herr Gerland war auf einer wichtigen Geschäftsreise zurückgehalten und konnte daher nicht, wie sonst, diesen feierlich schmerzlichen Tag mit dem Kinde seines Herzens verleben. Und doch war Felicitas auch heute nicht allein und unverstanden mit ihren wehmüthigen Gefühlen. Ein anderes Herz war dem ihren begegnet in liebevoll treuer Sorge, in gleicher Empfindung und gleichem Bedürfniß, denn das Grab lächelte ihr entgegen in der Pracht des Frühlings, als sie sich ihm nahte. Überrascht blieb sie stehen; der Vater war ja fern, — wer theilte denn die Gedächtnißfeier dieses Tages mit ihr? Hatte es Frau Gerland gethan um der

Tochter wohlzuthun und ihr zu zeigen: „ich ehre, ich verstehe Dein Gefühl?“ Einen Augenblick schlug Felicitas' Herz in warmer Dankbarkeit bei dem Gedanken, aber auch nur einen Augenblick, dann verwarf sie ihn als thöricht; ihre Stiefmutter war einer so zarten Aufmerksamkeit gar nicht fähig, es mußte eine andere Person gewesen sein.

Es war am Nachmittage desselben Tages; Frau Gerland war mit Marie zu einem Diner gefahren, bei Felicitas, die auf ihrem Zimmer war, befand sich ihr Beichtvater. Der Kaplan war ein Mann in noch ziemlich jungen Jahren und verband mit seiner geistlichen Würde eine durchaus weltmännische Feinheit und Glätte, die ihn auch in den Gesellschaftssalons zu einer willkommenen Erscheinung machte. Sein bleiches, markirtes Gesicht mit den klugen Augen trug gewöhnlich das Gepräge einer überlegenen Ruhe, und seine Stimme, klangvoll und weich, machte einen angenehmen Eindruck. Heute indessen hatte der Jesuit etwas von der eben gerühmten Ruhe verloren; eine mühsam unterdrückte Aufregung sprach aus seinen Blicken, er gesticulirte heftig und sprach lauter und rascher als gewöhnlich. Auch Felicitas schien ungewöhnlich erregt, alle Farbe

war aus ihren Wangen gewichen und der sanfte Ausdruck ihrer schwarzen Augen hatte der Leidenschaft Platz gemacht.

„Das Herz eines Fürsten zu lenken, ist ein großer Beruf," sagte der Kaplan, „nur thörichter Leichtsinn, nur sträfliche Selbstsucht konnte das große Ziel verkennen, was Gott Ihnen gesteckt. Wie darf die Creatur ihr Glück erwägen, wo Gott ruft; wie darf ein gehorsames Kind zögern, wo die Kirche befiehlt! Vor vielen Andern waren Sie berufen, ihr Werkzeug zu sein, denn der Herr hatte ein Herz Ihnen in Liebe zugewandt, das Sie der Kirche zum Heil und Segen leiten konnten. Ich kann es nicht glauben, ich darf es nicht zugeben, daß Sie die Vortheile weggegeben, die zu erringen standen; sagen Sie mir, Felicitas, haben Sie die Liebe des Erbprinzen zurückgewiesen für alle Zeit?"

„Für alle Zeit," antwortete sie fest, „denn ich konnte sie nicht erwiedern. Und seine Liebe benutzen, ihm Neigung lügen, wo ich keine empfand, um Vortheile zu erringen, selbst für die Kirche, wäre das auch recht? Er ist ein edler Mensch, er hängt an seinem Glauben wie ich an dem meinigen, er würde ihn schwerlich opfern. Er ist wahrlich etwas

Besseren werth als einer Lüge, und dann, ehrwürdiger Vater," fügte sie voll Stolz hinzu, — „ich habe nicht gelernt zu lügen!"

Der Jesuit sah sie finster an. „Es liegt wenig daran, ein einzelnes verirrtes Schaf in den Schoß der Kirche zurückzuführen, wo Tausende und aber Tausende noch verloren sind; aber die Macht, die uns noth thut, um segenbringend wirken zu können, die konnte er verleihen, und was der Protestant dem katholischen Clerus verweigert, das hätte der Liebende dem bittenden Weibe gewährt."

„Und diese Zugeständnisse hätte ich mit meiner Ehre bezahlt," entgegnete sie, „will die Kirche auch solche Opfer?"

„Thörichtes Kind," sagte er strafend, „die Kirche giebt Gnade und Ehre, Gott richtet nach der Absicht. Übrigens ehrt der Prinz den Schein, er würde mit Freuden in eine morganatische Ehe gewilligt haben, um Sie zu besitzen, und sein fürstlicher Vater würde nachgegeben haben, wenn nur die Aussicht blieb, daß sein Sohn sich ebenbürtig vermählen würde, sobald einst seine Regentenpflicht es heischt."

„Und ich?" fragte sie leise. „Verlassen und

vereinsamt bände das Sacrament doch mich für alle Zeit, und nicht einmal die Erinnerung könnte mich trösten für die dunkle Zukunft, für das demüthigende Gefühl, unwahr gewesen zu sein in den heiligsten Momenten des Menschenlebens."

„Der heilige Vater hat die Macht zu lösen und zu binden," entgegnete der Priester, „auch Sie konnten frei werden und das Opfer würde Ihnen gelohnt sein durch das Bewußtsein, Großes gewirkt zu haben; das Herz eines Fürsten richtig zu leiten, ist eine erhabene Mission!"

Sie schüttelte den Kopf, „die Mission des Weibes ist die Liebe, ehrwürdiger Vater, es giebt keine höhere, denn in ihr ruht der Glaube und das Leben."

Der Kaplan sprang entsetzt auf. „Felicitas, Felicitas," rief er, „bitten Sie Gott und die heilige Jungfrau um Vergebung für dieses Wort, das sündig ist, wie Ihre Liebe. Wohin sind Sie gekommen mit Ihrem Herzen, das einst gehorsam und demüthig sich vor dem Worte und dem Beispiel der Heiligen beugte! Welchen gefährlichen Sophisterien geben Sie sich hin statt des kindlichen Glaubens, und wie macht Trotz und Hochmuth Sie

strafbar. In sündiger Lust sprechen Sie Gott und Ihrem Glauben Hohn und hängen Ihr verblendetes Herz an Einen, der keinen Theil hat an dem Segen der Kirche, der außerhalb der Gnade und Erlösung steht. Aber Gott, der die Sünden der Väter an den Kindern straft bis ins zehnte Glied, er wird Sie wach rütteln mit seinem Gericht."

Das junge Mädchen sah ihn traurig an, aber ihre Stimme bebte nicht. „Mein Großvater hat geliebt und ist glücklich gewesen, er ist selig und begnadigt gestorben und die Großmutter ist Protestantin; meine Mutter, — sie reden noch von ihrem Liebesglück, — hat meinem Vater ihr Herz gegeben und ist ihrem Glauben treu geblieben; es kann nicht unrecht sein, einen Menschen zu lieben, der gut und brav ist, Gott dient und ihn bekennt, wenn auch in anderer Weise als wir."

„Soweit ist es gekommen," rief der Jesuit außer sich. „Ein Protestant dient Gott nicht und bekennt ihn nicht, er verräth und verleugnet ihn, er ist gestraft hier und dort, verloren in alle Ewigkeit. War es nicht Gottes Strafgericht, was Ihren Großvater traf, als er ein Kind nach dem andern in's Grab legen mußte, auch das letzte, geliebteste?

War es kein Strafgericht, was Ihre Mutter ereilte, daß Sie ihr Kind nicht schauen durfte; daß Gott sie rief vor seinen Thron, ehe sie das höchste Glück des Weibes gekostet? Hat Gottes Finger nicht sichtbarlich gewaltet, und Sie wollen die Schuld mehren, statt sie zu mindern, und keck den Zorn des Ewigen herabrufen? Die heilige Jungfrau wendet ihr gnadenreiches Antlitz ab von Ihnen, die Kirche stößt Sie aus, Sie sind verloren in alle Zeit!" Er hielt erschöpft inne, und trat, den fragenden Blick auf sie gerichtet, dicht an das junge Mädchen heran.

Felicitas hatte das Haupt gesenkt wie eine Blume im Sturme, sie war todtenbleich geworden, aber als er nun schwieg und sie die Augen erhob zu ihm, da strahlten sie in überirdischem Glanze, voll liebesseliger Freude, voll stolzen Muthes. „Und kommt er, der Schlag, nun so beuge ich das Haupt, und er mag mich treffen, und sterbend will ich Gott preisen, daß er mir die Liebe gab. Und ist es auch nur ein kurzes Glück, ich fühle es, es schließt die Lust der Erde und des Himmels ein, mich soll die Buße nicht reuen. Liebe macht froh und hoffnungsreich; mag die Kirche mich ausstoßen, Gott wird barmherzig sein."

Der Priester sah sie überrascht an; so genau er Welt und Menschen kannte, so hatte er sich doch in Felicitas getäuscht und keine Ahnung gehabt von der mächtigen Leidenschaft, die in der Tiefe dieses Gemüthes geschlummert hatte. Jetzt hatte die Liebe den schützenden Damm gebrochen, widerstandslos ergossen sich die Fluthen über ihr innerstes Leben und gefährdeten mit dem Ansehen der Kirche auch den demüthigen Glauben des unerfahrenen Kindes. Im Augenblick sah der erfahrene Mann, daß er zu weit gegangen und lenkte behutsam ein. „Gott ist barmherzig," sagte er, „er straft, aber er weist den Reuigen nicht fort. Möge er Sie denn behüten, Felicitas, und sein Gericht mild sein. Es gab eine Zeit, wo Ihre Sehnsucht nach ihm allein ging, wo die Pforten des Klosters Ihnen ein Reich des Friedens und der Glückseligkeit erschlossen — sie öffnen sich dem Müden allezeit. Ihr Wünschen führt nimmer zum Heil, es führt zu Thränen und Reue, aber die Reue führt zu Gott."

Der milde Ton verfehlte seinen Eindruck nicht auf ihr erregtes Gemüth; ihr war, als hörte sie die Klosterglocken läuten von fern, eine unendliche

Wehmuth zog durch ihr Herz und die leidenschaftlichen Gefühle ihres Herzens lösten sich in sanfte Thränen auf. Sie sank vor dem Muttergottesbilde auf die Kniee, vor dem sie ihre Andacht verrichtete und barg das Gesicht in den Händen. Leise trat der Priester hinzu, er wußte, daß Reden jetzt nicht gut sei, daß es den Eindruck schwächen würde, den er hervorgerufen, und er legte deshalb nur segnend die Hand auf das Haupt der schönen Beterin und verließ dann geräuschlos das Zimmer.

Nach und nach sammelte sich Felicitas; ihr bittender Blick hing an dem Gnadenbilde; ihre Seufzer wurden ein inniges Gebet. „O du,“ rief sie leise, „du Himmelskönigin, die du den Schmerz und die Kämpfe, das Wünschen und Sehnen des Menschenherzens kennst, steh du mir gnädig bei! Du gabst die Liebe, nun gieb auch das Glück, gieb mir sein Herz! Mache mich stark, daß ich dem Unglück trotze, mache mich demüthig, daß ich unter Gottes Hand mich beuge, wenn sie schwer auf mir liegt, nimm mir alle Güter dieser Erde, aber gieb mir seine Liebe!“

Ein leises Geräusch unterbrach sie, sie wandte den Kopf und blieb erschrocken, regungslos auf

ihren Knieen, als sie an der Thür eine männliche Gestalt gewahrte. Die Schatten des Abends lagen schon auf dem stillen Gemach, sie konnte nicht erkennen, wer es sei und doch wußte sie es an dem Pochen ihres Herzens, doch fühlte sie, daß er es sei, der gekommen war, und mit ihm Alles, was sie erfleht.

„Felicitas," rief er, „Felicitas," und breitete die Arme aus, „Sie baten zu dem Muttergottesbilde, ich bete zu Ihnen dasselbe: Nimm Alles, aber gieb mir Deine Liebe!"

Da lächelte sie, die Thränen, die in den strahlenden Augen gezittert hatten, fielen herab, daß das Entzücken unverschleiert erglänzte darin, und widerstandslos ließ sie es geschehen, daß er sie emporzog an sein laut klopfendes Herz. Es war ein langes, süßes Schweigen; sie faßte sich zuerst.

„Ich wußte es ja, daß Du kommen würdest," sagte sie, „ich bin zu jung noch, ich darf noch nicht sterben, und Deine Liebe allein ist das Leben. Du warst bei mir in Freud' und Leid, Du hast mich verstanden in jedem Gefühl, Dein Herz hat mich gegrüßt aus jeder Blume, mit der Du meiner Mutter Grab geschmückt."

Er küßte sie auf die weiße Stirn. „Sie soll ja auch die meinige sein, Felicitas, ich habe heute, als ich die Stätte schmückte, die Du mir einst an einem wehmüthigen Tage als die theuerste auf Erden bezeichnetest, gelobt, ich wollte Dir eine schönere, heiligere bereiten in meinem Herzen und all die Liebe ersetzen, die Gott Dir genommen, ich wollte besser werden, Felicitas, um Dich zu verdienen. Ich wußte, Du warest allein, mich litt es nicht unter frohen Menschen, da Du in Thränen warst. Und da bin ich, Felicitas, und frage Dich, ob Du die Stätte annehmen willst, die ich Dir bereitet, ob Du ruhen willst in meiner Liebe, ob Du Geduld haben willst mit mir?"

Ein seliges Lächeln durchleuchtete ihre Züge. „O, Alexander," sagte sie leise, „wie liebe ich Dich! Und nun mag es kommen, Unglück und Tod, mich schrecken sie nicht, denn ich habe das ewige Leben!"

Eben war die Sonne über die Berge gezogen und sandte ihre Strahlen weit hinaus über die fruchtbare Ebene, die man von dem stolzen Schlosse der Grafen Sturzach weithin überschauen konnte.

Es war ein klarer, frischer Frühlingsmorgen; unten über dem Thale wogte der Nebel und hüllte die Krone der Bäume in feine weiße Schleier, und nur undeutlich sah man die Thürme des nahen Städtchens und die langhalsigen Schornsteine der Fabrikanlagen, die die Industrie geschaffen. Es war ein reiches Stückchen Erde, das hier am Fuße des felsigen Gebirges sich ausbreitete, geschmückt mit herrlichen Waldungen und reichen Gehöften, unter denen ein paar herrschaftliche Güter sich auszeichneten durch den stattlichen Bau ihrer Herrenhäuser.

Schloß Sturzach war ein schönes, wohl erhaltenes Gebäude aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, mit den traulichen Erkern und Thürmchen jener Zeit, die den Wohnungen Schmuck und Gemüthlichkeit zugleich verliehen. Ein großer, schön gehaltener Hof, mit einem wohl gepflegten Rasenplatz in der Mitte und von hohen Eisengittern umgeben, lag vor dem Schlosse, und eine breite Steintreppe führte zu dem mächtigen Portale, über dem das in Stein gehauene Wappen der Familie prangte. An den südlichen Eckthurm des Hauptbaues, der fast mit dem Abhange des

Berges senkrecht hinunter schaute ins Thal, schloß sich ein geräumiger Seitenflügel, der die Aussicht gewährte über die Ebene und den Wald, welcher sich an der sanfter abfallenden Rückseite des Berges hinzog. Das ehrwürdige Gebäude sah heute gar festlich aus, seine grauen Mauern prangten in dem Schmucke des Lenzes und der Freude, denn reiche Blumen- und Laubgewinde bekränzten den Eingang und die Geländer der Freitreppe, grüne Festons zierten die Fenster, deren klare Spiegelscheiben wie Gold in der Sonne erglänzten, und bunte Fähnchen und Fahnen flatterten lustig im Morgenwinde von den Zinnen der Thürme. Im Schlosse und auf dem Hofe war es noch ganz still, der Lärm der Wirthschaftsgebäude drang nicht hierher; nur der Klang eines Glöckleins tönte hell durch die klare Morgenluft; in dem Kloster der heiligen Ursula, dort unten in der Ebene, wurde zur Frühmesse geläutet.

Da öffenete sich eine Nebenthür im Schlosse, ein junges, frisches Bauermädchen mit einem Kruge in der Hand trat heraus und ging an den Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Fast auf dem Fuße fogte ihr ein Mann in einer alten Livree,

offenbar in derselben Absicht, aber noch ziemlich verschlafen und etwas wüsten Aussehens.

„Sieh, sieh, Lene," sagte er gähnend und der Dirne sich nähernd, „hast Du schon ausgeschlafen von der Hochzeit?"

„Ach, hat sich was zu hochzeiten," sagte das Mädchen fast ärgerlich, „frag' mich lieber, ob ich von der Arbeit ausgeschlafen habe, denn weiter hat man vom dem Tage nicht viel gemerkt, als verdoppelte Last."

„Na, ich dächte, da hätte doch Keiner zu klagen," meinte der Bediente, „so gut und reichlich ist gewiß seit Menschengedenken nicht gekocht in Sturzach, und der Wein hat nur geflossen."

„Immer Essen und Trinken," schalt das Mädchen, „an weiter denkt ihr Mannsleute nichts. Wer spricht denn vom Essen? Einen ordentlichen Tanz hätten sie geben sollen, wie es sich auf einer rechtlichen Hochzeit gehört; gestern sie, heute wir; da wüßte man doch, wofür man sich geplagt hätte. Das Unterste ist zu Oberst gekehrt, gefegt, geputzt, gekocht und gebraten, Ehrenpforten und Kränze gemacht drei Tage und drei Nächte, und warum? Nur damit die Herrschaften sich nach der Trauung

an den Tisch setzten und aßen und tranken. Kaum, daß man die Braut mal ordentlich zu sehen bekommen hat und um acht Uhr war Alles vorbei, um Zehn war's schon stockfinster im ganzen Schloß und so still, als sei gar nie eine Hochzeit hier gewesen."

„Gelt, Lene, wir machen's mal anders," lachte der Bediente und stieß sie leise in die Seite.

Das Mädchen wandte sich halb schmollend, aber mit einer gewissen ländlichen Coquetterie ab. „Laß doch das dumme Zeug, es fehlt nur, daß die junge Gräfin aus dem Fenster sähe, die würde schöne Augen machen, die treibt nicht einmal mit ihrem Manne Scherz."

Der Bediente sah sie verblüfft an: „Das glaube ich nicht, Lene, weshalb hätte sie ihn sonst genommen?"

„Ja, wer kann das wissen," erwiederte das Mädchen, „aber wahr ist es doch, daß sie thun, als ob sie sich nichts angingen. Die neue Kammerjungfer hat es selbst der Frau Grimpel erzählt, daß der Graf der Gräfin nach der Trauung die Hand geküßt hat, und damit Basta. Ist denn das eine Hochzeit, wo eine junge Frau" — sie

unterbrach sich, denn in der offenstehenden Nebenpforte des Schlosses erschien eine ältliche Frau von resolutem, aber gutmüthigen Aussehen, deren gewichtiges Schlüsselbund sie als die Haushälterin bezeichnete, und winkte dem Mädchen, sich zu sputen. Diese füllte rasch ihren Krug und eilte davon, den Bedienten seinen Betrachtungen über die seltsame Art der Vornehmen überlassend.

Indessen war die Sonne etwas höher gestiegen, sie spielte auf dem Laubwerk, das die hohen Fenster des Schlosses umkränzte, und stahl sich sacht durch die Falten der reichen Vorhänge bis an das Lager, auf dem eine junge Frau tief und süß schlummerte. Glänzendes braunes Haar umschattete das weiche Oval eines kindlich schönen Gesichtchens und die halb geöffneten blühenden Lippen ließen eine Reihe schöner, weißer kleiner Zähne sehen. Der blendende Sonnenstrahl erweckte die Schläferin; sie fuhr empor und sah sich einen Augenblick mit den freundlichen braunen Augen wie verwundert in dem reichen Gemache um. Es war ein Eckzimmer, hoch und freundlich, wenn auch nicht groß, mit der Aussicht auf den Hof und in das Thal und einge-

richtet mit geschmackvoller Eleganz. Die schweren Damastvorhänge waren niedergelassen, um dem Tageslicht zu wehren, aber es war doch siegreich eingedrungen und beleuchtete die Wände, die seidenen Meubles, den reichen Toilettentisch, erglänzend von Silber und Crystall. Wenn man in diesem kleinen Raume umhersah, so konnte man zweifelhaft sein, ob nur der Reichthum oder auch die Liebe ihn geschmückt hatte, so sorgsam war an jedes Bedürfniß, an jede kleine Bequemlichkeit gedacht.

Die junge Frau schlüpfte aus dem Bett und in die kleinen Pantoffeln, die davor standen, warf ein leichtes Morgengewand über und ging ans Fenster, um die Vorhänge zurückzuziehen. Der schönste Frühlingsmorgen strahlte ihr entgegen, und tausend jubelnde Vogelkehlen sangen ein glückliches Lied; vor ihr lag das Thal, die reiche Ebene mit ihrem Wiesen- und Waldesgrün, mit den blühenden Ortschaften und dem Flusse, dessen Wellen wie Silber glitzerten. Der Nebel war verschwunden, klarer Sonnenschein übergoß die Welt da unten und schmückte die zitternden Thauperlen, die auf den Spitzen der Gräser sich wiegten, mit tausend-

farbigem Licht. Es war entzückend schön hier oben und obwohl Catharina hundertmal schon hinabgeschaut hatte, nie doch hatte sie das so tief empfunden, wie heute. Sie öffnete das Fenster, daß der frische Morgenwind ihre heißen Schläfen kühle und drückte in stummer Bewegung die Hände fest auf das klopfende Herz, das von so vielen verschiedenartigen Bewegungen bestürmt wurde.

„Mein Gott, mein Gott," rief sie leidenschaftlich, „dort zieht der Tag herauf hell und glänzend, voll goldenen Lichts und alles Lebendige jauchzt ihm entgegen, und mein Tag ist schon versunken, ehe ich nur die Sonne geschaut! Den Morgen nach meiner Hochzeit — wie habe ich ihn mir anders gedacht einst in meinem kindischen Herzen, wie schmückte ihn meine Phantasie voll blühender Lust, und wie ist es nun anders! Ich gehöre Einem und doch Keinem, bin gefesselt und doch frei, ich habe die Treue dahingegeben und keine Liebe!"

Da tönte das Glöcklein zum zweiten Mal aus dem Kloster herauf; wie mildes Trosteswort klang der Ton und sie verstand ihn. „Nein, ich bin nicht allein, du ewiger Gott!" rief sie mit über=

strömenden Augen, „ich bin dein, und dir will ich gehören mit all meinem Thun. O, und nun bewahre mich gnädig, laß sie mich nicht kennen lernen, die Liebe, die des Weibes Glück sein soll und mich doch verderben würde, führe mich nicht in Versuchung, mache mich stark und freudig und sei bei mir all überall, auf dem langen, einsamen Wege, den ich gehe.“

Sie erhob sich, es war still geworden in dem jungen, unruhigen Herzen und sie trocknete mit leichter Hand die Thränen, die noch an den seidenen Wimpern hingen. Still blieb es auch in dem kleinen Gemach; kein zärtlicher, sehnsuchtsvoller Gatte öffnete in liebender Ungeduld die Thüre, um die Geliebte zu wecken, keine mütterliche Freundin erwartete sie in dem Familienzimmer, an ihrem Erscheinen hing nichts. Sehnsuchtsvoll schweiften ihre Blicke hinüber zu dem nahen Walde; dort in dem stillen Forsthause war sie erblüht, schön und froh, duftig und rein wie die Waldblumen umher, da war sie geliebt, da war ihre Heimath, ihre Wünsche, ihre Freuden, — hier nur ihre Pflicht. Jetzt saßen die Eltern wohl beim Frühstück, stumm und traurig, wenn sie auch zu Zweien waren, sie

wußte es ja, sie fehlte ihnen doch. Gedankenvoll stand sie noch immer am Fenster, aber nicht mehr muthlos, sie wollte fest und ruhig den neuen Verhältnissen entgegentreten. Ruhig wollte sie sein, und doch flog eine dunkle Röthe über Stirn und Wangen, als ihre Blicke zufällig auf den gewundenen Pfad fielen, der am Berge hinab in den Forst führte. Ein junger Mann schritt dahin, leicht und fröhlich wie es schien, denn er pfiff dem Hunde mit hellem Ton. Sie war rasch zurückgetreten vom Fenster, und als er sich jetzt zufällig wandte und hinaufsah, da konnte er sie nicht erblicken. Ein unbeschreibliches Weh zog auf's Neue durch das Herz der jungen Frau, es war ihr Mann, dem sie nachblickte. Sie liebte ihn ja nicht und wollte nicht geliebt sein, aber doch waren sie an einander gekettet, so eng, so fest, doch war es ihr so Ernst mit dem Gelübde der Treue und des Gehorsams, daß es ihr dünkte, als habe sie ein Recht wenigstens auf äußere Rücksicht, und diese verlangte, daß er nach ihr fragte in der neuen Heimath, die ihr noch fremd war. Er sollte ihr der nächste sein unter allen Menschen, und ach, wie fern war er ihr, wie that er so gar nichts, um sie zu stützen

auf dem freudlosen Pfade, den sie doch seinetwegen betreten hatte. Er versuchte nicht, das Gefühl von Bangigkeit hinweg zu scheuchen, das sie beschlich unter diesen Menschen, die sie in ihren Familienkreis aufgenommen hatten und doch unübersteigbare Schranken aufrichteten zwischen sich und ihr, er war seit gestern verheirathet und schon heute hatte er es vergessen.

Sie strich mit der Hand über die weiße Stirn, sie hatte es ja gewußt, fast gewollt, und sie schalt sich thöricht, daß sie nun zagte. Sie fing an Toilette zu machen, ohne Hülfe, wie sie das gewohnt war, und als sie fertig war, zog sie die Klingel. Eine zierliche Kammerjungfer erschien auf der Schwelle und blieb verwundert stehn, als sie ihre junge Gebieterin schon angekleidet fand.

„Mein Gott, die gnädige Gräfin sind schon frisirt und angezogen?“ rief sie verwundert, „und ohne Hülfe! Aber Ew. Gnaden können sich dazu verlassen, daß man noch überall zufrieden mit meinen Dienstleistungen gewesen ist, und wenn Sie es nur versuchen wollten, mit mir —“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach Catharina sie begütigend, „das ist bei mir nur die liebe, alte

Gewohnheit, aber morgen werden Sie mir helfen. Jetzt möchte ich frühstücken." Das Mädchen eilte fort und kehrte nach einigen Minuten mit einem Präsentirteller zurück, auf welchem neben dem Frühstück ein duftender Blumenstrauß lag.

„Von dem Herrn Grafen," sagte sie, Catharinen das Bouquet überreichend, „er läßt Ihnen einen guten Morgen wünschen und würde später der gnädigen Gräfin selbst aufwarten."

Hastig nahm Catharina den Strauß, fast hätte sie ihn an ihr Herz gedrückt, diesen Boten einer zarten Aufmersamkeit, doch mädchenhafte Scheu hielt sie in den Schranken und ließ sie vergessen, wie natürlich eine solche Aufwallung in den Augen der Dienerin gewesen wäre. Aber ihr Herz war froh und dankbar, es fühlte sich befreit wie von einer schweren Last; ihr Mann war nicht rücksichtslos, wie sie noch eben gedacht, er war nur kalt, und Liebe wollte sie ja nicht. Dieser Blumenstrauß war die erste freiwillige Aufmerksamkeit, die er ihr zollte; er hatte das nie gethan in der Zeit seines Brautstandes, wo die Klugheit es ihm hätte gebieten können, und daß er es heute that, wo er das Ziel erreicht, heute nach der Hochzeit, wo sie

unauflöslich sein war mit all' den Vortheilen, die ihre Hand ihm sicherte, das rührte sie tief.

Es waren eigene Verhältnisse, die dies junge Paar, das so reich ausgestattet war mit äußeren Vorzügen, so geeignet, gegenseitig Liebe zu erwecken, zusammengeführt hatte. Schloß Sturzach war erst seit Kurzem in die Hände des jetzigen Besitzers, des Grafen Leo, gelangt. Er hatte es nicht von seinem Vater ererbt, Sturzach hatte dem älteren Bruder desselben gehört und erst als dieser vor einigen Monden gestorben, war es mit allerlei seltsamen Testamentsclauseln, wie man sagte, an den Neffen übergegangen.

Graf Curt, der frühere Besitzer, war in seiner Jugend ein Kind ganz eigenthümlicher Art, als Mann ein Sonderling und in seinen späteren Jahren so menschenscheu und unzugänglich, daß man ihn geflohen und vergessen haben würde, wenn seine noch größere Mildthätigkeit sein Andenken nicht bei Vielen in liebender Erinnerung gehalten hätte. Aber man sah ihn fast nie, er floh die Menschen und den geselligen Verkehr, und sah Niemanden,

als den Oberförster Heik, der in dem nahegelegenen Forsthause wohnte. Mit seinem Bruder, dem Grafen Gustav, lebte er auf ganz gespanntem Fuße, man erzählte sich wunderliche Geschichten von den Zwistigkeiten der beiden Brüder, und in der That konnten kaum ein paar verschiedenere Naturen gedacht werden.

Schon als Kinder gingen ihre Neigungen weit auseinander und damals war Gustav der Liebling überall, denn in Curt's Wesen lag etwas Fremdes, etwas Auffallendes und oft Unverstandenes. Wenn Gustav sich herumtummelte mit der Dorfjugend und ihr Anführer war bei all den tollen und kindischen Streichen, zu denen der alte Graf lächelte, dann schlich Curt hinaus in den nahen Wald und lebte dort ein Leben für sich. Da kannte er jeden Baum, da hieß ihn das Lied der Vögel willkommen, das er verstand, da ging das Herz ihm auf. Und nicht in stiller Träumerei brachte er hier seine Stunden zu, nicht in schlummernder Unthätigkeit, denn nie war sein Geist reger beschäftigt, als wenn er dem wunderbar geschäftigen Leben zusah, das die Natur entfaltet auch in tiefster Stille. Kein Baum war ihm zu hoch, um

die Nester der Vögel zu suchen, die er nicht zerstörte und ausnahm nach Knabenart, die er nur untersuchte und an deren kunstvollem Bau er sich freute und stundenlang konnte er heimlich den Alten zusehen, wie sie die Jungen fütterten.

Er stand staunend vor dem wunderbar eingerichteten Staat der betriebsamen Ameisen, er versuchte die Wohnungen der hübschen Eidechsen zu erspähen in dem tiefen moosigen Felsenspalt, oder er sammelte Waldblumen der schönsten Art, Goldkäfer und Schmetterlinge, und wenn er mit seinen Schätzen beladen heimkehrte, dann dünkte er sich reicher, als ein König.

Im Anfange freilich war dem alten Grafen diese Neigung seines Kindes nicht angenehm, er hätte lieber einen echten, rechten Edelmann aus ihm gemacht von altem Schroot und Korn, einen tüchtigen Waidmann, statt eines Naturjägers, wie er es nannte. Aber er liebte den Knaben herzlich, er war nun doch mal der künftige Herr und Erbe, wenngleich nach des Vaters Meinung Gustav besser dazu getaugt hätte, und als er sah, daß Curt in der einmal eingeschlagenen Richtung beharrte, da gab er ihm die tüchtigsten Lehrer und ließ es

geschehen, daß Naturwissenschaft sein Hauptstudium wurde. Als er älter wurde, wandte das Interesse des Jünglings sich den Alterthümern zu, er wurde ein eifriger Forscher und Sammler, so eifrig, daß er mitunter das frische, sprudelnde Leben der Gegenwart vergaß im Staube der Vergangenheit. Aber jetzt segnete er seinen Reichthum, der ihn in den Stand setzte zu reisen und seiner kostspieligen Neigung Genüge zu thun, und obgleich er von Kindheit auf ein warmes Herz für seinen Bruder gezeigt hatte und als Jüngling ihm großmüthig wieder und wieder geholfen in unaufhörlichen Verlegenheiten, in die Gustav sich durch seinen Leichtsinn stürzte, so war er doch eifersüchtig darauf bedacht, seine Rechte zu wahren und vergab seinem Ansehn kein Haar breit. Denn Gustav hatte nicht übel Lust, den Herrn auf Sturzach zu spielen, und so lange der Vater lebte, gelang ihm das auch oft, ja der alte Herr mochte selbst wohl davon träumen, daß das stets so bleiben könne, daß Curt mit seinen seltsamen Neigungen niemals daran denken würde, zu heirathen und sich vielleicht unter einer Art von Vormundschaft des Bruders ganz wohl fühlen würde. Gustav seinerseits war ein

hübscher, flotter Cavalier geworden, lebhaft und leichtsinnig, nicht immer ganz gewissenhaft in Wort und Gedanken, aber der Liebling der Frauen, dem es nicht schwer geworden wäre, eine der ersten Partien des Landes zu machen. Seine Wahl indessen fiel auf ein unbemitteltes, aber schönes Mädchen von hoher Geburt, die durch Prätension ersetzte, was ihr an Reichthümern fehlte. Der alte Graf, nicht gewohnt seinem Lieblinge etwas abzuschlagen, willigte um so leichter auch in diese Heirath, die den Liebenden nur ein bescheidenes Glück sicherte, als er noch immer die Hoffnung nicht aufgab, Curt werde sich bei seinen eigenthümlichen Neigungen nicht vermählen und mit einer ansehnlichen Rente begnügen, da er persönlich nur geringe Bedürfnisse hatte. Allein hierin hatte der Vater sich doch getäuscht, denn als er bald hernach die Augen schloß und zur Ruhe bestattet war, trat Curt, gestützt auf sein gutes Recht und seinen festen Willen, mit Entschiedenheit als der künftige Herr und Gebieter auf. Die erste eigenmächtige Einmischung seines Bruders wies er mit Nachdruck zurück, er verwaltete zum Erstaunen Aller sein Vermögen und seine Einkünfte selbst und zeigte durch seine

Ordnung und Umsicht, daß er dem praktischen Leben durchaus nicht so entrückt war, wie man geglaubt hatte. Gustav war anfänglich erschrocken, dann mißmuthig und versuchte später auf eine vorsichtigere und feinere Weise die Oberherrschaft über den Bruder zu erlangen, wie einst über den schwachen Vater. Aber vergebens; indem Curt dies Bemühen erkannte, wurde er eigensinnig und mißtrauisch, und es begann eine bedenkliche Entfremdung zwischen den Brüdern einzutreten, die den älteren jedoch nicht verhinderte, Graf Gustav oft mit bedeutenden freiwilligen Zuschüssen zu Hülfe zu kommen. Denn dieser gebrauchte viel, weit über seine Verhältnisse, und die reichen Geschenke seines Bruders dienten neben seinen mäßigen Einkünften und seiner Officiersgage oft nur dazu, augenblickliche Verlegenheiten zu decken, und hätte nicht der Gedanke ihn getröstet, sein Bruder würde als Hagestolz sterben, so würden doch die Sorgen am Ende größer geworden sein, als der Leichtsinn. Und in der That schien Curt weder Liebe zu empfinden noch einzuflößen, denn er blieb den Frauen so fern, daß sie keine Gelegenheit hatten zu sehen, wie aus dem ernsten, unschönen Gesicht ein Paar Augen blickten,

so gut und treu, so klug und lebendig, daß man ihnen glauben konnte, was sie erzählten von den Schätzen, die tief in Geist und Herzen verborgen lagen. Nur einmal, als Curt lange auf Reisen war, drang ein Gerücht zu Gustav's Ohren, sein Bruder sei verlobt mit einer schönen Försterstochter, die ihm noch besser gefallen habe, als alle die Blumen, die er in seinem Leben im Walde gesammelt. Aber noch ehe der erschrockene Gustav Zeit hatte, diesem Gerüchte nachzuforschen, kam Curt zurück, ernster, schweigsamer noch als je zuvor und eine Frage des Bruders wies er unwillig zurück. Eine gewisse Traurigkeit lag über sein Wesen ausgebreitet, die ganz im Widerspruch zu den Heirathsgerüchten stand, und seine Energie wich bald einer stillen Gleichgültigkeit, die Gustav zu benutzen verstand, bald einer rastlosen Unruhe, die ihn von einem Orte zum andern trieb. Eine unbezwingliche Sehnsucht trieb ihn auf's Neue hinaus in die Welt; er wollte sich satt trinken an dem unerschöpflichen Quell der Schönheit und Weisheit, mit dem die Natur den Dürstenden labt, der dem Zweifler Glauben, dem Traurigen Freude, dem Ruhelosen Frieden giebt. Ferne, fremde Länder

wollte er sehen in ihrer Pracht und Schönheit, die Stätten, wo einst stolze Geschlechter geherrscht hatten und dann versunken waren, wo nur Ueberreste einer längst vergangenen Zeit zu uns reden von jenen Tagen. Er wollte forschen und sammeln, und jene unendliche Macht, die Welten schafft und zersplittert, sie sollte seinem Geiste Belehrung, seinem Herzen den Frieden geben.

Nachdem die Vorbereitungen für eine lange Abwesenheit getroffen waren, trat Curt, nach einem kurzen Abschiede von dem Bruder, seine Reise an. Er durchstreifte Griechenland und ging nach Ägypten, davon bekam Gustav Kunde; er erhielt auch die Nachricht, daß Curt anderthalb Jahre später sich nach Südamerika eingeschifft habe, daß ein Jahr noch verstreichen könne oder länger, ehe er an Rückkehr denke; aber diese kurzen Nachrichten und die regelmäßige Erhebung seiner Wechsel waren das einzige Lebenszeichen, das er von sich gab. Und plötzlich verstummte auch das; das Jahr ging vorüber und noch eines und wieder eines, die kurzen Nachrichten blieben aus, die Wechsel wurden nicht mehr eincassirt und Gustav machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß Curt nicht wieder-

kehren würde und daß er sich selbst nun als Herrn von Sturzach betrachten dürfe. Er hatte seinem Bruder zu fern, ja in letzterer Zeit fast feindlich gegenüber gestanden, als daß dieser Gedanke ihn irgendwie hätte betrüben können. Er war seit Curt's Abreise Vater geworden, seine Frau hatte ihm kurz nacheinander einen Sohn und eine Tochter geschenkt und dieses Ereigniß, das er nach einer fünfjährigen Ehe kaum mehr erwartet hatte, diente nur dazu, sein heftiges Verlangen nach Besitz und Ansehn zu steigern. Er ließ zu seiner eignen Beruhigung Nachforschungen nach seinem Bruder anstellen und versäumte nicht, als sie erfolglos blieben, überall die sichere Vermuthung von Curt's Tode auszusprengen. Es war die höchste Zeit, daß dies Gerücht seinem Credit, den auch der Bruder ja nun seit geraumer Zeit nicht mehr unterstützt hatte, wieder aufhalf. Dem neuen Gutsbesitzer, dem reichen Erben, dessen schönes Grundstück noch unbelastet war, strömte Capital zu, so viel er bedurfte, und wenn auch das Gericht die Todeserklärung des Grafen Curt, die Gustav beantragte, entschieden verwarf und somit auch die Hypotheken-Aufnahme auf das Gut nicht gestattete, so wurde das doch

allgemein nur als eine Form betrachtet, der Genüge geleistet werden mußte, ohne einen Zweifel an dem Tode des frühern Besitzers aufkommen zu lassen. Gustav lieh bedeutende Summen, theils um ältere drückende Schulden zu tilgen, theils um sich auf einem glänzenderen Fuße einzurichten. Es waren drei Jahre verstrichen, seit er nicht mehr in Sturzach gewesen war, und jetzt, nachdem Curt seit drei Jahren schon ganz verschollen war, beschloß Gustav, den Sommer mit seiner Familie dort zuzubringen. Sein Erscheinen daselbst erregte bei der geringen Anzahl der Dienerschaft, die auf Sturzach noch war, mehr Bestürzung und peinliche Erwartung, als Freude. War er der Herr, oder war er es nicht? Mußten sie Jenem gehorchen oder Diesem, und welcher war am meisten zu fürchten, wenn Graf Curt doch einst wiederkam? Das waren die Fragen, die die Köpfe der guten Leute ängstigten und verwirrten, die Gustav jedoch einfach dadurch löste, daß er als unumschränkter Herr und Gebieter auftrat. Die Leute fügten sich stillschweigend und demüthig in die neue Herrschaft und die neue Ordnung. Graf Gustav ließ ihnen keine Wahl und nahm durch sein entschiedenes Wesen ihnen jede Verantwortung ab.

Es begann nun ein glänzendes Leben in den alten stillen Räumen; da wurde gelüftet und gesäubert, gemalt und tapezirt, die alten Meubles mußten einer neuen kostbaren Einrichtung weichen, Besuche wurden abgestattet und empfangen, Diners und ländliche Festlichkeiten lösten einander ab und das Schloß wiederhallte von dem Jubel ungewohnter Lustbarkeiten.

Die Grafen Sturzach waren die reichsten Gutsbesitzer der Gegend, und von Curt hatten die Armen das mehr erfahren, als die benachbarten Gutsbesitzer, denn er lebte gar still. Gustav aber machte es umgekehrt, sein glänzendes Haus wurde bald gesucht und gepriesen, man schätzte sich glücklich, in dem neuen Gutsherrn, wie man ihn nannte, einen so liebenswürdigen, gastfreien Gesellschafter, einen so heitern, gebildeten Mann zu finden und Gustav und seine Gattin fühlten sich zu glücklich, der Mittelpunkt der Geselligkeit, die angesehensten und gesuchtesten Persönlichkeiten der Umgegend zu sein, als daß sie sich jemals die Frage vorgelegt hätten, in wie weit sie zu dieser Rolle berechtigt seien. So eigenmächtig er nun auch in seinen Anordnungen im Schlosse verfahren war, so viel auch verändert

und erneuert war, so hatte er sich anfangs doch gescheut, etwas an den Zimmern zu rühren oder zu verändern, die Curt bewohnt hatte, ja er hatte selbst vermieden, hinein zu gehn. Allein als er im nächsten Sommer wiederkehrte, als er sich immer sicherer in den Gedanken und die stolze Gewißheit hineingelebt hatte, daß er der Herr hier sei, da schwand das letzte Bedenken. Es hatten im verflossenen Winter so viele Bekannte ihren Besuch für diesen Sommer zugesagt, daß die Gräfin ernstlich an eine Vermehrung der Gastzimmer denken mußte, und ihr Gemahl hatte so lange nach einem passenden Raume zum Billardzimmer gesucht, daß man überein kam, Curt's Wohnung sei nicht länger zu entbehren. Nicht die leiseste Regung der Pietät hielt ihn mehr zurück, als er die Räume betrat, in denen sein Bruder einsam und fast vergessen gelebt. Da lag noch Alles, wie er es verlassen, ob auch Jahre vergangen waren; die sorgende Hand des alten Dieners, den ein zarteres Gefühl geleitet als die Angehörigen des Entfernten, hatte Alles in demselben Zustande erhalten. Die Waffen und Antiquitäten, die Seltenheiten und Kunstgegenstände, die an den Wänden hingen und

auf Tischen und Simsen standen, waren sauber und blank, als ob sie keinen Tag der ordnenden Hand entbehrt hätten; auf dem Schreibtisch lag noch der Bogen Papier, auf den Graf Curt am letzten Morgen seines Hierseins eine flüchtige Notiz geworfen, der lederbeschlagene Lehnstuhl stand vor dem Tische, auf dem Herbarien und Mineralien lagen, so, als sei der Besitzer eben in seiner Arbeit gestört. Es war die Freude des alten Dieners gewesen, das Alles so zu erhalten, für ihn war der Herr nicht todt, er konnte es nicht glauben, wenn er so mitten in diesem Zimmer stand, wo Alles von ihm redete und auf ihn wartete. Jetzt sollte nun aber hier „aufgeräumt" werden, wie Graf Gustav es nannte, und mit stummem Schmerz, aber feuchten Augen, fügte der alte Gottlieb sich dem Befehl.

Der Umzug wurde in größter Eile bewerkstelligt; einige alte Kostbarkeiten, Gemmen, Elfenbeinschnitzereien und dergleichen fand die Gräfin würdig, ihr Boudoir zu schmücken, aber die bedeutenden Sammlungen abyssinischer Merkwürdigkeiten, die Graf Curt in den letzten zehn Jahren mit Mühe und Fleiß und bedeutenden Geldopfern sich erworben, die werthvollen Manuscripte auf den zwar unscheinbaren

Pergamentrollen, die die Schubfächer füllten, wurden ohne Umstände und ohne die mindeste Sorgfalt des Transports auf eins der Erkerstübchen geschafft, auf denen man altes überflüssiges Gerümpel zu bewahren pflegte. Die geplünderte Wohnung wurde auf das Bequemste ausgestattet und das Erkerzimmer von Allen vergessen, außer von dem alten Gottlieb und den Kindern des Grafen, für die dasselbe einen wunderbar geheimnißvollen Reiz hatte. Besonders der sechsjährige lebhafte Leo war es, der hier in stummem Erstaunen und unerschöpflicher Neugier zwischen den wunderbaren Dingen stand, die weder schön noch glänzend waren, deren Gebrauch und Bestimmung er zwar nicht kannte, von denen ihm aber der alte Gottlieb erzählte, daß Könige sie in ihren Palästen gehabt, daß sie Tempel und Gräber geschmückt hätten und mehr denn tausend Jahre alt seien.

So war der Frühling vergangen und der Sommer erschienen, es war ein heißer August, auf Wiese und Feld prangte Alles in schwellender Reife, in gesegneter Frucht. Auf Sturzach feierte man den Geburtstag der Gräfin; eine große und glänzende Gesellschaft zerstreute sich eben nach auf-

gehobener Tafel in den Park, um in den schattigen Laubgängen Kühlung zu suchen, und eine kleine Anzahl Herren eilte nach dem Billardzimmer, um sich dort des Zwanges der Etiquette zu entledigen, die ihnen die Gegenwart der Damen auferlegte und nach den Freuden der Tafel doppelt lästig schien. Die Tochter des Grafen, die kleine Susanna, wandelte an der Hand der Gouvernante unter den Gästen umher, aber Leo hatte sich fortgestohlen und trieb sein Spiel für sich allein auf dem Hofe, der vor dem Schlosse lag. Der Knabe hatte die gute Gelegenheit benutzt und sich heute, wo der alte Gottlieb vollauf zu thun hatte, allein hinauf geschlichen in des Onkels Erkerstube. Der Schlüssel dazu hing immer in Gottlieb's Stube hinter der Thür, und das Kind hielt es heute an der Zeit, sich dasjenige aus all den wunderbaren Dingen heraus zu suchen, was ihm schon längst gefallen, was ihm der Vater schon zugesagt und nur des Alten eifersüchtige Angst und List bis jetzt gehütet hatte. Es war dies unter andern Dingen besonders ein schöner Apis, aus einem prächtigen Jaspis geschnitten, den der kleine Räuber mit kindischer Gier in die Tasche steckte und dann damit hinunter

eilte. So befugt er durch des Vaters Erlaubniß zu der That nun auch war, so scheute er dennoch den alten Gottlieb und fand es für's Erste gerathener, sich mit seinem Kleinod auf den Hof zu begeben, wo er sicher sein konnte, heute dem Gefürchteten zu entgehen, der im Park den Kaffee zu serviren hatte. Nachdem der Kleine seinen Liebling eine Weile zärtlich beschaut und gestreichelt hatte, wollte er jedoch auch probiren, ob es sich mit dem Stiere fahren ließ, wie mit denen, die er auf den Feldern der Bauern gesehen hatte. Er holte aus seinem Spielzeug einen kleinen Wagen herbei, spannte den Apis davor und fing an, um den Rasenplatz damit zu fahren. Anfangs ging es in ziemlich langsamem Schritt, nach und nach jedoch ging derselbe in einen wilden Lauf über, das erhitzte Kind schleifte die erbeutete Kostbarkeit in jubelnder Freude über den steingepflasterten Weg hinter sich her, und der Stier, der bereits ein Horn eingebüßt hatte, fing an in bedenklicher Weise invalid zu werden. Doch plötzlich wurde des Knaben Lust gehemmt; in dem Augenblick, als er am Hofthore ankam, trat ein fremder Mann durch die weitgeöffnete Gitterpforte. Es war eine hohe, die

gewöhnliche Geöße überschreitende Gestalt, mit einem feinen grauen Staubkittel, wohl der Hitze wegen, bekleidet, und einem seltsam gewundenen Stab in der Rechten. Stark ergrautes, aber dichtes Haar und ein voller Bart umschloß ein dunkel gebräuntes Gesicht, dessen Ernst von einem Paar tiefer blauer Augen gemildert wurde, die prüfend bald auf das Kind, bald auf den stillen Hofraum sich richteten und endlich mit erstauntem Ausdıuck an den geöffneten Fenstern des Schlosses haften blieben, aus denen lautes Lachen erscholl. Das Geräusch mußte den Fremden wunderbar berühren, denn es zuckte wie Wetterleuchten in dem gebräunten Antlitz. Der Knabe schaute noch immer neugierig zu ihm auf, und endlich fielen die Blicke des Fremden wieder auf denselben. Ein milderer Ausdruck belebte seine Züge, er beugte sich nieder, um dem Kinde in's Antlitz zu schauen, da entdeckte er das ägyptische Kleinod, welches beschmutzt und verstümmelt im Staube lag, und mit einer Geberde des Zornes und Schreckens entriß er dem Knaben das kostbare Stück. Allein Leo, nicht an Widerspruch, viel weniger noch an ein Benehmen gewöhnt, das ihm wie eine unverschämte Eigenmächtigkeit erschien, war

nicht gewillt, sein geliebtes Spielzeug fahren zu lassen. Mit der Geschwindigkeit eines jungen Löwen sprang er auf den Unbekannten ein und forderte zornbebend und glühend vor Ärger sein Eigenthum zurück. „Gieb mir meine Kuh wieder auf der Stelle," befahl der Knabe, „oder ich rufe die Diener. Gieb sie mir zurück und dann schere Dich fort."

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um die Lippen des fremden Mannes, er fuhr mit der Hand über Stirn und Augen und sah dann ruhiger dem Knaben in das aufgeregte Gesicht. „Wie heißest Du, und wer gab Dir dies?" fragte er langsam.

„Das geht Dich nichts an," erwiederte Jener, zornig mit dem Fuße stampfend, „ich will meine Kuh haben, und wenn Du sie mir nicht gleich giebst, läßt Papa Dich hinauswerfen."

Wieder erschien das bittere Lächeln in des Fremden Gesicht, er gab zögernd den Apis zurück, aber er verließ den Hof nicht, sondern schritt langsam der großen Treppe zu, die in's Schloß führte. Das Kind, dessen Zorn sich in Erstaunen verwandelte, folgte neugierig.

Der Fremde stieg die breiten Stufen des Schlosses hinan und betrat den Flur, und im

nämlichen Augenblicke erschien in der entgegengesetzten Thür, die in den Blumengarten hinter dem Schlosse führte, der alte Gottlieb mit einem Theebrett voll leerer Tassen. Einen Augenblick, einen kurzen Augenblick nur schaute der Diener auf das ergraute Haar und die verwitterten Züge des Unbekannten, denen Sorgen, Schmerzen und Strapazen ihren Stempel aufgedrückt hatten. Dann flog ein Zittern durch seine alten Glieder, daß die Tassen heftig aneinander klirrten, und indem er hastig das Geschirr auf einen neben ihm stehenden Tisch niedersetzte, rief er bebend: „Gnädiger Herr, gnädiger Herr, Sie sind es, so wahr Gott mir beistehen soll." Er lief auf den Unbekannten zu, küßte ihm Rock und Hände, weinte und lachte in einem Athem und versicherte wiederholt, daß er es doch gewußt habe, daß der gnädige Herr lebe, und daß er den Herrgott jeden Abend für ihn gebeten habe.

Eine flüchtige Rührung malte sich in den Zügen des Fremden, als er dem alten Manne liebreich auf die Schulter klopfte. „Nun, laß gut sein, Gottlieb, da bin ich, Du hast Recht gehabt, und ich gehe wohl so bald nicht wieder. Aber was ists

denn hier, daß es so festlich hier ist? Hat Jemand meine Rückkehr verrathen, erwartet mich wohl gar mein Bruder hier, und ist dies sein Kind?" fragte er, gespannt auf Leo deutend, der noch immer seine trotzige Miene zeigte.

Der alte Diener gerieth sichtlich in Verlegenheit. Jawohl, Ew. Gnaden, dies ist der junge Herr Graf, die ganze gräfliche Familie ist hier, und ich werde Sie sogleich melden."

Eben wollte der Graf Curt, denn er war es, mit freundlicher Bewegung den Knaben zu sich emporheben, als dieser rasch entschlüpfte und in den Garten eilte. Der Diener schickte sich an, ihm zu folgen, um die förmliche Meldung von der unerwarteten Ankunft des Todtgeglaubten zu machen, aber der Graf hielt ihn zurück.

„Bleib," befahl er. „Der Kleine hat Dein Amt übernommen, führe mich vor allen Dingen in mein Zimmer, ich bin ermüdet und bedarf der Ruhe, dort will ich meinen Bruder erwarten."

Eine peinliche Verlegenheit malte sich in den gefurchten Zügen des Alten, und ängstlich und stockend erwiederte er: „Wollen Ew. Gnaden nicht in das Empfangzimmer treten, die Zimmer sind

nicht ganz in Ordnung augenblicklich, aber sie werden gewiß bald hergerichtet sein."

„Ah, Du hast nicht abgestäubt, alte, treue Seele," lächelte Graf Curt, „nun, das macht nichts, nur vorwärts, mich verlangt es, mich daheim zu sehen."

Mit wenigen raschen Schritten eilte er die Stiegen hinauf, den Corridor entlang dem Alten voran, dessen Einreden überhörend, und mit schnellem Druck öffnete er die Stubenthür. Aber als hätte er das Haupt der Medusa erblickt, so regunglos blieb er stehen. War denn das sein Zimmer, der stille Zufluchtsort seiner geheimsten Schmerzen, die Stätte seiner Freuden, das Heiligthum seiner Forschungen, seiner Wissenschaft? In der Mitte des Zimmers, an der Stelle seines frühern Arbeitstisches stand ein großes Billard, auf dem eben die Bälle von der kunstgerechten Hand einiger Officiere gestoßen wurden, während andere rauchend oder halb schlummernd auf den Divans an den Wänden lagen. Das Zimmer war seiner frühern Meubles und seines einstigen Schmuckes beraubt, englische Kupferstiche moderner weiblicher Schönheiten, oder berühmter Pferde zierten die Wände, und nicht das

leiseste Erinnerungszeichen an den Geist, der hier einst gewaltet, fand sich vor. Wie erstarrt blieb Graf Curt auf der Schwelle stehen, und nicht minder befremdet schauten die Spielenden ihn an. Endlich wandte er sich langsam um und suchte in dem Gesichte des alten Dieners die Aufklärung für das Unbegreifliche.

Wie vernichtet sah Gottlieb einen Augenblick vor sich nieder, dann stammelte er leise: „Vergebung, Ew. Gnaden, ich bin nur ein armer, alter Mann. Der neue gnädige Herr, der seit zwei Jahren hier wohnt, hat es so befohlen, hat befohlen zu sagen und zu glauben, daß Sie nie wieder kämen, weil Sie todt seien, und wenn ich in meinem Herzen auch anders dachte und anders betete, so blieb er doch der Herr und ich der Diener.“

Eine Ahnung des Zusammenhanges schien in Curt aufzudämmern, doch noch ehe er antworten konnte, kam Graf Gustav die Treppe heraufgestürmt. Wie ein Blitzstrahl war des Knaben Bericht in die heitere Gesellschaft gefahren; die abgerissenen Erzählungen des Kindes, das den Oheim nie gesehen, konnten jedoch auf Mißverständnissen oder Ver-

wechslungen beruhen, und mit Todesangst eilte Gustav ins Schloß, um sich selbst zu überzeugen. Jetzt standen die beiden Brüder einander gegenüber, und ein Schrei aus Gustav's Munde zeigte, daß er Curt erkannt habe. Aber dieser Schrei war kein Laut der Freude, kein herzlicher Gruß des Willkommens, diese bleichen Wangen waren nicht erblaßt in der Rührung des Wiedersehens. Schreck und Entsetzen sprachen aus den weit geöffneten Augen, und wie gelähmt ließ Curt die Hand wieder sinken, die er, dem ersten Impulse folgend, schon erhoben hatte.

„Ich komme wohl ungelegen?" fragte er gedehnt.

„Bruder, mein Gott, wie kannst Du so reden," stammelte Gustav, mühsam sich bezwingend, „nur unerwartet kommst Du, und die Freude des Wiedersehens macht mich stummer, als es wohl sonst meine Art ist. Aber nun sei willkommen," fuhr er fort und ließ die wirren Blicke wie hülfesuchend von Einem zum Andern der neugierigen Zeugen schweifen, die still und erstaunt umherstanden; „sei willkommen und folge mir in mein Zimmer."

„Ich mache von Deiner gütigen Einladung

Gebrauch," erwiederte Jener spöttisch, doch mit gedämpftem Tone, „um so mehr, da ich das meinige während meiner Abwesenheit eingebüßt zu haben scheine."

Gustav erglühte und zog ihn mit sich fort, die erstaunten Gäste ihrer Verwunderung überlassend. Aber auch als die beiden Brüder allein waren, wußte Gustav wenig zu sagen und Curt begann wieder: „Glaubst Du mir für diese Nacht ein Unterkommen in meinem Schlosse verschaffen zu können, oder ist es gerathener für mich, ins Städtchen hinab zu gehen?"

„Du beleidigst mich," rief Gustav gereizt, „spielst Du darauf an, daß ich Gesellschaft habe, ja, so gestehe ich Dir, daß ich Dich als todt beweint und es nach langem Zögern für meine Pflicht angesehen habe, das Gut zu verwalten."

„Du hattest in dieser Beziehung stets ein sehr lebhaftes Pflichtgefühl," erwiederte Curt trocken, „es wird auch dies Mal die Trauer bekämpft haben, die Du meinetwegen getragen hast."

Alle weiteren Entgegnungen wurden abgeschnitten durch das Erscheinen der Gräfin, die, von ihren Kindern gefolgt, aufgeregt hineintrat. „Mein

theurer Schwager," rief sie, und die Bewegung ließ ihre Stimme zitttern, wo kommen Sie her, um uns so freudig zu überraschen und unsere Trauer so plötzlich in Jubel zu verwandeln? Wo waren Sie, warum haben Sie nicht geschrieben, warum konnten Sie uns so ängstigen?"

Curt ließ sich keinen Augenblick täuschen; er erwiederte ihren Händedruck ziemlich ruhig. „Ich war in Mexico, habe im Innern des Landes natnrwissenschaftliche Studien gemacht und auch nicht verschmäht, an seinen Kriegen Theil zu nehmen."

Die Gräfin schlug die Hände zusammen. „Wie tollkühn, wie unbesonnen, Curt," rief sie mit freundlichem Vorwurf.

„Ein so theures Leben aufs Spiel zu setzen?" fragte er spöttisch. „Sie haben Recht, ich hätte an die Meinigen denken sollen, die mit ängstlicher Spannung erwarteten, ob ich wiederkehren würde oder nicht."

„Aber woher bekamst Du Geld?" forschte Gustav, absichtlich die gereizte Äußerung übergehend, „Deine Wechsel wurden ja nicht eingelöst, Du mußt in Verlegenheit gewesen sein?"

„Nicht doch, ich war stets noch so wohl bei

Casse, wenn ich meine Wechsel zog, daß ich mit einem kleinen Schatze nach Mexico ging. Die Gastfreundschaft im Innern ist so groß, daß man sein Geld oft schlechterdings nicht los wird, und im Kriege, wie im Frieden habe ich einfach gelebt. Ich hatte indessen auch Creditbriefe, und als ich meine Rückreise antrat, habe ich mich in Vera Cruz mit Geld versehen."

„Und nun sind Sie da, gelobt sei Gott!" fiel die Gräfin ein, „nun müssen Sie auch meine Kinder sehen, die Sie noch nicht kennen. Leo, Susanna, kommt her, meine Püppchen, da ist der Onkel, von dem Papa und Mama Euch erzählt haben, gebt ihm ein Händchen."

Das kleine Mädchen gehorchte schweigend mit etwas geziertem Anstand, aber in des Knaben offenem, schönen Gesicht lag noch der Trotz von vorhin. „Ich mag nicht," sagte er, „der Onkel wollte meine Kuh wegnehmen. Du hast mir nie was von ihm erzählt, als daß er todt ist, und daß nun das Schloß uns gehört. Und nun kommt er und nimmt meine Spielsachen weg, die doch in der Rumpelkammer gelegen haben, und die Rumpelkammer gehört jetzt Papa."

Erschrocken suchte die Gräfin der Rede des Knaben Einhalt zu thun und ihre Angst wuchs, als ihr Auge auf den unglückseligen Apis fiel, den der Knabe noch immer in den Händen hielt.

„Leo, unartiger Bube," rief der Graf Gustav, „wie kommst Du zu dem Apis, wer hat Dir erlaubt, solche Kostbarkeiten anzurühren?"

Aber das Kind ließ sich nicht beirren. „Ich nahm es von der Rumpelkammer," sagte er dreist, „nur Gottlieb sagt, es sei schön, Du hast gesagt, es sei Plunder, Mama möchte sich das Beste davon nehmen."

Curt lächelte ironisch; „lassen sie sich nicht geniren, Frau Schwägerin, ich habe stets Ihren praktischen Geist bewundert." Er stand auf und schellte.

„Was wünschen Sie, theurer Curt!" rief die Gräfin, und Gustav sprang dienstfertig auf.

„Sie sind so gütig," erwiederte Curt sich verbeugend, „daß man es ganz vergißt, daß man in dem eigenen Hause ist, und sich in die behagliche Situation der Gastfreundschaft hineinträumt. Ist mein Zimmer für mich bereit?" fragte er den eintretenden Gottlieb.

Der Diener blickte fragend auf die Gräfin.

„Alle Zimmer sind ja besetzt, Ew. Gnaden," sagte der alte Mann mit kläglicher Stimme, „bis unter's Dach hinauf ist Alles vollgepfropft."

„Welche Narrheit, Gottlieb!" rief die Gräfin erglühend, der Graf hat nur zu wählen, wo er untergebracht sein will, bis ihm Alles wöhnlich und gemüthlich wieder eingerichtet ist."

„Da möchte ich bitten, mir bei dem übrigen Plunder in der Rumpelkammer ein Plätzchen zu gönnen," sagte Curt ruhig, „ich werde mich da unter den lieben, gewohnten Gegenständen am leichtesten heimisch fühlen."

„Unter keiner Bedingung," rief Gustav, und die Gräfin fiel ein: „Nein, nein, Sie nehmen eins von den Zimmern nach dem Garten hin, die sind jetzt reizend. Sie müssen sehen, bester Schwager, wie wir während unserer Verwaltung das Schloß und das Gut nach besten Kräften in Stand erhielten und nothwendige Verbesserungen machten."

„Die erste und wahrscheinlich die vornehmste, das Billard, habe ich bereits gesehen," erwiederte er trocken, „und ermesse darnach die übrigen. Ich bin wirklich etwas ermüdet und wünsche mich zurückzuziehen; also spute Dich, Gottlieb."

„Aber nicht das Erkerzimmer," verbot Gustav dem rathlos dastehenden Diener, der in seinem Innern durchaus kein Mittel sah, seinen Herrn anders zu placiren, wenn derselbe nicht einigen fremden Herrschaften die Thür weisen, oder sich und die Seinen selbst in die Rumpelkammer unterbringen wollte.

Doch Curt machte dem ein Ende. „Du weißt. Gustav, ich lasse mich niemals in meinem eigenen Hause nöthigen, ich will es so. Nun schnell, Alter, ich will dabei sein, ich werde es selbst anordnen." Gottlieb ging voran und Curt folgte. „Ich ziehe mich zurück für heute," sagte er, sich verabschiedend, „ich bedarf der Ruhe. Ich bitte Eure Gäste, sich als die meinigen zu betrachten und das Fest nicht zu stören."

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, standen die Gatten stumm und rathlos einander gegenüber. „Zu viel, zu viel," rief endlich Gustav verzweiflungsvoll, „wie ein Bettler in's Elend gestoßen zu sein, Noth, Sorgen und dem Gelächter und dem Spotte der schadenfrohen Menge anheim gegeben zu sein, das ertrage ich nicht."

Er warf sich in's Sopha und vergrub den

Kopf in die Kissen. „Sieh!" rief er dann, wieder aufspringend, „das ist der schadenfrohe Charakter, den er stets gehabt hat und noch hat. Er hat uns sicher gemacht, uns auf seinen Tod hoffen, uns der Güter erfreuen lassen, die bei Gott in unseren Händen besser verwaltet werden, und dann kommt er zurück, um mit einem Schlage unser Glück zu zerstören. Ha! warum mußte er wiederkommen, wem gereicht sein Leben zur Freude, wem kommen seine Reichthümer zu Gute?"

Die Gräsin war viel ruhiger. „Gustav, Gustav," warnte sie, „daß kein Mensch Dich hört; oft *mögen* die Leute die Wahrheit nicht hören, oft *dürfen* sie es auch nicht. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, verloren ist nichts. Dies graue Haar, dies grämliche Gesicht bürgt uns dafür, daß er das Herz zugeschlossen hat für die Liebe, wenn er überhaupt je eins gehabt hat. Er hat ungeheuer gealtert, er ist nicht allein verbrannt von der Sonne, er ist gelb wie ein Leberkranker, alt wird er nimmer. Du behältst nicht das Gut, aber doch hinreichenden Credit, um wenigstens anständig weiter leben zu können. Die brillante Einrichtung des Schlosses, die gemacht und bezahlt ist, bleibt Dir

auf spätere Zeit, denn jetzt wird Alles verhüllt, verschlossen und wohl conservirt. Du weißt genau, wie viel das Gut aufbringt, weißt aus den alten Rechnungsbüchern, wie viel Dein Bruder verbraucht, und so viel wie er an Zinsen jährlich zum Capital schlägt, borgen wir zu unsrer Einnahme zu. Damit kann man leben, und kommt endlich der Abschied zwischen Curt und uns, nach dem es kein Wiedersehen mehr giebt, und Du tilgst Deine Schulden, nun, so haben wir von heute an wenigstens das Vermögen nicht mehr angegriffen, sondern nur so viel mehr verbraucht, wie Dein Bruder durch Sparsamkeit erübrigt. Die zwanzigtausend Thaler Schulden, die wir hatten, sind eine unbedeutende Belastung für das Gut, und wir haben für den Augenblick nichts zu thun, als Curt diese Anleihe zu verbergen. Angenehm ist seine Wiederkehr nicht, aber es läßt sich nicht ändern, und übrigens, fasse Muth, ich glaube wirklich, er lebt nicht lange mehr, er ist zu sehr verändert. Laß uns nun zur Gesellschaft gehen, möglichst heiter, mein Freund, und unbefangen, um die Schadenfreude zu nichte zu machen. Ich erwarte den Aufbruch unserer Gäste selbst mit Ungeduld, denn

wenn mir irgend etwas peinlich war, so war es das Billard und die Rumpelkammer, die möglichst schnell in's Geleise gebracht werden müssen."

„Du hast Recht," rief Gustav, „ich darf das Haupt nicht sinken lassen, die unangenehmsten Auseinandersetzungen zwischen Curt und mir stehen noch bevor. Ich folge Dir, laß uns jetzt hinab gehen, Du sollst mit mir zufrieden sein."

Unterdessen war Curt dem alten Gottlieb gefolgt, der dem Gebieter voran schritt, um die Erkerstube zu öffnen. Da stand und lag Alles besser, als er gedacht hatte, die Pietät des alten Dieners hatte eine gewisse Ordnung in den Sammlungen aufrecht erhalten. Der lederbeschlagene Lehnstuhl stand an dem niedrigen Fenster, das eine entzückende Aussicht öffnete über das reiche Thal und die dunklen Baumkronen des Waldes. Die letzten Sonnenstrahlen fielen in das kleine Gemach, sie erhellten die weißgetünchten Wände, strahlten wieder in den blankgeputzten Waffen, die umher lagen, sie zogen flüchtig über die kalten Steingebilde aus Ägyptens fernem Lande und fielen grüßend in das Herz des einsamen Mannes, den Niemand willkommen geheißen aus tiefster Brust. Warum doch

schimmerten seine Augen so feucht, warum gedachte er plötzlich der Kindheit und seines Vaters, der ihn liebte? Das war lange vorüber — von alle dem war nichts mehr. Aber der Wald, der dunkle Wald mit seinem Flüstern und Rauschen, die Sonne mit ihrem goldigen Strahl, das waren dieselben noch, die grüßten ihn wie ehedem, wenn er ihnen entgegenjauchzte voll seliger Lust, und um ihretwillen lächelte er und fühlte sich daheim. Nebenan das Zimmer war ebenfalls angefüllt mit seinen Mobilien und sonstigem beweglichen Eigenthum und mitten unter seinen Schätzen ließ er ein einfaches Lager herrichten, dessen Kissen und Matratzen Gottlieb mühselig heranschleppte. Er selbst saß unterdessen an dem geöffneten Fenster und hörte dem Alten zu, der bei seinen Geschäften doch geschwätzig erzählte von Allem, was sich zugetragen, wie herrlich das innere Schloß eingerichtet sei, wie Tanz- und Eßsäle neu decorirt wären und ein Pariser Koch jetzt statt der alten Haushälterin am Heerde waltete. Er erzählte, wie die alten Diener größtentheils entlassen und den kleinen Pächtern die Pacht erhöht sei; Manche könnten nicht recht mehr bestehen und Alle hätten gebetet, daß Graf Curt noch mal

wiederkehren möge. Auch im Forste sei's nicht mehr wie ehedem, es sei so viel Holz geschlagen, so viele prächtige alte Bäume seien gefällt, daß der Förster gesagt habe, wenn das noch ein paar Jahre so zugehe, so würde der Graf bald am Ende mit dem Baumbestand sein. Doch Graf Gustav habe durchaus keine Einreden hören wollen und sich selbst mit dem neuen Oberförster, der seit einem halben Jahre die angrenzenden fürstlichen Forsten verwaltete, überworfen, weil derselbe ihn gewarnt habe. Dagegen ständen die herrlichsten Reit- und Wagenpferde im Stall, und seine Meute halte der Herr, wie weit umher Niemand sonst.

Curt hörte stillschweigend zu, er antwortete nicht, aber er blickte so finster drein, daß der Alte zuletzt verstummte. Das Geschwätz des Dieners hatte den Grafen tiefer als alles Andere in seines Bruders äußeres und inneres Leben blicken lassen und ihm die Motive zu dem Empfange enthüllt, der ihn so tief verletzt hatte. Eine tiefe Bitterkeit zog in sein Herz, gegen Gustav, gegen den Mammon, der die Menschen zu seinen Sclaven macht, daß sie den Gott in sich verleugnen; dieser Tag

hatte eine Kluft aufgerissen zwischen ihm und dem Bruder, die keine Zeit ausfüllte.

Der alte Gottlieb störte seinen Herrn in diesen Betrachtungen endlich mit der schüchternen Bemerkung, daß es bereits dunkel sei und Graf Gustav fragen lasse, ob der gnädige Herr auch unten zu Nacht speisen wolle.

Curt lehnte es ab; er nahm in dem kleinen wunderlich ausstaffirten Zimmer einen einfachen Imbiß und suchte dann sein Lager. Unzählige Sterne funkelten an dem klaren Nachthimmel durch die kleinen Fenster, die keine Vorhänge bedeckten; auch der Mond zog sacht vorüber und sah nach dem Schläfer, im Grase unten sangen die Grillen ihr Lied, der Wind schüttelte leise den Lindenbaum, dessen Wipfel bis an das kleine Gemach reichten, und Curt träumte, er sei ein Kind und säße auf seines Vaters Knieen.

Am andern Morgen kam Gustav; er hatte sich jetzt gesammelt, in seinem Wesen lag eine geschmeidige, fast herzliche Freundlichkeit, die jedoch den ältern Bruder nicht täuschte. Die geschäftlichen Auseinandesetzungen brach derselbe mit dem Bemerken ab, daß er alles das mit dem Rentmeister zu

besprechen wünsche, und somit sah Gustav vor der Hand auch gar kein Mittel, den Bruder mit den Geldverlegenheiten bekannt zu machen, die nothwendig eintreten mußten bei einer so plötzlichen Veränderung der Dinge. Das Zusammensein war peinlich und gezwungen; Curt war zu ehrlich, um seine Verachtung zu verbergen und Gustav zu stolz, um sie zu ertragen. Die Gäste waren schleunigst abgereist, es war mit einem Male lautlos still fast geworden, die Kinder standen scheu und verwundert, und Gustav fühlte sich unsicher und gedemüthigt, selbst den Dienern gegenüber, die nur Auge und Ohr für den wiedergekehrten Herrn hatten und mit einer Art triumphirender Geschäftigkeit den Umzug seiner Meubles in die früheren Räume bewerkstelligten. Es war eine Erleichterung für Alle, als das gräfliche Ehepaar mit den Kindern abreiste, trotzdem, daß die Brüder fühlten, es sei ein Scheiden für immer.

Nun begann ein gar stilles Leben auf Sturzach; im Anfange strömten die Bauern herbei, sie meinten, der Herr, der so lange unter den Wilden und Heiden gelebt, müsse nun auch seinen vielen Erlebnissen entsprechend äußerlich verändert sein. Aber

als sie vor ihm standen, da wußten sie nichts zu *sagen* und zu fragen; der Graf sah aus wie sonst, noch ernster, noch imponirender. Die Leute standen ängstlich und verlegen vor der hohen Gestalt mit dem scharfen Blick, der bis auf den Grund der Seele dringen zu wollen schien; die vielen unbekannten Dinge, die Tische und Wände bedeckten, flößten ihnen Scheu ein und der Graf übersah in seiner gereizten Stimmung die Anhänglichkeit, die gleichwohl in der ländlichen Neugier lag, und empfand nur die rohe Zudringlichkeit. Die Leute athmeten erleichtert auf, wenn sie wieder draußen in der freien lieben Gottesluft waren und der Graf desgleichen. Nun blieb er allein; seine erste Beschäftigung war die Regelung seiner Angelegenheiten; Besuche in der Umgegend machte er nicht, er war mißtrauisch geworden, tief innerlich verstimmt und den Menschen entfremdet; der Pfarrer des Dorfes hatte ihn wohl begrüßt, aber es hatte nie ein näheres Verhältniß zwischen ihnen stattgefunden, sie waren zu verschieden in ihren Lebensanschauungen.

Desto mehr befremdete es, als Graf Curt sich plötzlich dem erst kürzlich in die Gegend versetzten Oberförster Heik eng und herzlich anschloß; denn

wenn es ihm schon schwer fiel, alte Beziehungen wieder anzuknüpfen, so mußte eine neue Bekanntschaft geradezu etwas Peinliches und Beängstigendes für ein so verletztes und mißtrauisch gewordenes Gemüth haben. Niemand hatte das Entstehen dieser räthselhaften Freundschaft bemerkt; man gewahrte sie erst, als sie schon fest und begründet erschien, und doch wußte man gar wohl, daß der Oberförster aus einer fernen Gegend hergekommen sei, und seinen gräflichen Freund nie zuvor mit Augen gesehen habe. Der Oberförster war aber auch ein ganzer Mann, der es verstand, ein verschlossenes Herz aufzuthauen und zu erwärmen. Seine Offenheit und Ehrenhaftigkeit, die nie ein Haar breit abwich nach Rechts oder Links, seine unbegrenzte Gutmüthigkeit und sein frischer Humor; das waren Eigenschaften, in denen des Grafen sinkender Glaube an Menschenwürde auf's Neue Anker warf. Die Gattin des Oberförsters war eine liebenswürdige Frau, mit einem gesunden Sinne für alles Edle und Schöne, voll heiterer Lebensanschauung und einem praktischen Walten, das verklärt wurde durch den Strahl echter, sanfter Weiblichkeit. Hier, in dieser stillen Waldeinsamkeit, hier

in der Heimath, fand Curt das, wonach er vergebens die Welt durchsucht: treue Herzen, voll uneigennütziger Treue, voll aufopfernder Freundschaft. So vergingen Jahre; wohl neigte er sich in dankbarer Liebe den neuen Freunden zu, in deren Umgang Leben und Menschen ihm wieder in einem bessern Lichte erschienen, aber es gab Eines in dem Forsthause, das ihn öfter und unwiderstehlicher herzog, als alles Andere, das ihn fesselte mit unzerreißbaren Banden; — und dieses Eine war des Oberförsters schönes, einziges Kind. Er liebte die Kleine mit leidenschaftlicher Innigkeit, er nannte sie sein Schutz=, sein Lebensengelchen, denn das Kind war den Eltern nach jahrelangem vergeblichen Hoffen und Wünschen in derselben Stunde geboren, wo er, ein müder Wanderer, aus fernen Landen heimkehrte in das Schloß seiner Väter. Sie wurde sehr verschieden gefeiert, die Ankunft dieser Beiden, des kleinen Mädchens und des Verlorengeglaubten, gleichsam von den Todten Auferstandenen; denn während im Forsthause die beglückte Mutter ein heißes Dankgebet stammelte, erstickte hier Schreck und Entsetzen selbst den Laut der Überraschung. Aber es mußte doch eine glück=

liche Stunde gewesen sein, in der Catharina das Licht der Welt erblickt hatte und Curt zurückkam, denn die Kleine gedieh sichtlich, wurde schön und klug, voll Frohsinns und sprudelnden Lebens, und wie Geist und Gemüth sich entwickelten in ihr, so ging dem Grafen das Herz auf und trieb Blüthe um Blüthe eines neu erwachten Daseins. Er leitete mit väterlicher Sorgsamkeit ihre Erziehung, überwachte ihre Neigungen und bildete ihre Talente, er erschloß ihr den reichen Schatz des eignen Wissens, und schmückte ihren Geist und ihr Herz mit unvergänglichem Glanze. Die ernsten Eindrücke, die sie von ihrem Freunde und Lehrer empfing, wurden günstig gemildert durch den Humor ihres Vaters und das heitere, geschäftige Walten der Mutter, das auch dem häuslichen Wirken einen gewissen poetischen Reiz verlieh. Aber Catharina war auch der Liebling Aller, sie besaß das große, unschätzbare Geheimniß, den Frauen zu gefallen wie den Männern; ihre Schönheit, ihre heitere Lebendigkeit, die nie und nirgends wehe that, schlossen allen Neid aus. Da war kein schüchternes, von der Natur oder dem Geschick stiefmütterlich behandeltes Mädchen in einem fröhlichen Kreise, das Catharina

nicht entdeckt und hervorgezogen, dem sie nicht das Herz erwärmt hätte mit der Güte und Freundlichkeit ihrer Worte; kein armer, linkischer junger Mann, den sie nicht ermuthigt und gehoben hätte durch ihr strahlendes Lächeln, durch den süßen Blick, welcher eine schüchterne Huldigung belohnte, wie die zuversichtliche Aufmerksamkeit höher gestellter Verehrer. Und, wo es galt, fremde Schönheit und fremdes Verdienst zu feiern, da war Catharina sicher die erste, die wärmste Lobrednerin. Sie machte so gar kein Aufhebens von sich selbst, sie blieb so unbefangen bei all' den Verehrungen, die ihr zu Theil wurden, sie machten sie dankbar und froh, nie stolz. Wie wußte sie's Allen recht zu machen, wie aufmerksam und ehrerbietig war sie gegen die Alten, wie liebreich und fröhlich mit den Kindern, wie hold und freundlich mit ihren Altersgenossen! Es war mehr als einer von den jungen Männern ihres Kreises, dessen Herz in stiller oder offenkundiger Neigung dem schönen Kinde des Waldes sich zugewandt hatte. Allein es schien, als bemerke sie das nicht, sie bevorzugte Keinen, nicht durch den flüchtigsten Blick; sie war mit Allen gleich fröhlich und unbefangen. Ihre Seele lag in den hellen

braunen Augen so klar und tief, wie das Wasser eines Bergsees, auf dessen Grund man schaut; kein noch so leises Wellchen kräuselte die stille Oberfläche.

So war Catharina achtzehn Jahre geworden, und ihr Leben war hingegangen wie ein einziger heller Frühlingstag. Allein der Frühling ist vergänglich, wie seine Blüthen und Schmetterlinge, und auch in Catharina's Leben trat leise die Sorge ein. Graf Curt, der schon lange gekränkelt hatte, und häufig an Schwindel und Congestionen litt, wurde plötzlich von einem Schlagflusse getroffen. Er erholte sich zwar unter der Hülfe geschickter Ärzte und unter Catharina's liebreicher Pflege, allein es blieb eine bedenkliche Schwäche zurück, der Graf war plötzlich ein Greis geworden. Mit seinem Bruder hatte keine Aussöhnung stattgefunden. Curt hatte zwar mündliche Auseinandersetzungen vermieden, allein er machte brieflich seiner Entrüstung Luft, als er mit Schrecken gewahrte, in welchem Grade gewissenlos und leichtsinnig Gustav gehaust hatte. Dieser machte keine Versuche, ein besseres Verhältniß herzustellen; er wußte doch, daß Curt sich nicht gängeln ließ, er mußte ruhig die Zeit abwarten, wo das Besitzthum ihm als Erbe zufiel, und er

nahm sich nur vor, während dessen nicht zu darben. Und in der That sein Credit wuchs, je älter Graf Curt wurde und je einfacher er lebte; was war auch natürlicher, als daß Gustav, oder schlimmsten Falls sein Sohn, der Erbe wurde, und wer wollte einem solchen nicht borgen gegen anständige Zinsen?

Curt dachte indessen nicht ganz so über diesen Punkt; er konnte nach den Familienstatuten seinen Bruder mit einem sehr mäßigen Pflichttheil abfinden, und er dachte alles Ernstes daran, dies zu thun. Gustav war ihm im Besitze des Reichthums so klein und erbärmlich erschienen, er hatte so gar keinen Nutzen damit gestiftet, daß Curt es nicht mit seinem Gewissen vereinbar hielt, einen Menschen mit irdischen Gütern zu überschütten, dem sie nicht zum Segen gereichten, sondern den sie erniedrigten. Und dann — Curt war ein vortrefflicher Mensch, aber doch ein Mensch; die alte Bitterkeit gegen den Bruder war nicht ganz verschwunden, wenigstens nicht so weit, um feurige Kohlen auf dessen Haupt zu sammeln.

Curt hatte im Stillen längst seine Erbin bestimmt, und obwohl er nie mit Jemand darüber gesprochen, so hatte er doch seine Einrichtungen

darnach getroffen. Von Gustav sprach er niemals mit den Freunden, als er aber kränkelte und die Ärzte Bedenken für die Zukunft äußerten, da hielt der Oberförster seinerseits es an der Zeit zu sprechen. Er redete dem Grafen ernst und dringend zu, den Bruder kommen zu lassen und eine Aussöhnung dadurch zu Stande zu bringen, daß er von Herzen vergesse und vergebe. Allein Curt wollte von einem Wiedersehn nichts wissen, er setzte den Bemühungen seines Freundes einen hartnäckigen Widerstand entgegen und erst als derselbe ihn an Gustav's Kinder erinnerte, die jetzt erwachsen und vielleicht begabt und gut, des Onkels Liebe würdig sein könnten, regte sich ein etwas weicheres und wärmeres Gefühl in seinem Herzen. Der Nachmittag seiner Wiederkehr in die Heimath stand plötzlich hell vor seiner Erinnerung; Leo war der Erste gewesen, der ihm, freilich absichtslos, feindlich entgegengetreten war, aber der kleine Tyrann hatte wenigstens nichts Gleißnerisches, Kriechendes gehabt, er hatte sich auch dann nicht gebeugt, als er erfuhr, daß der Fremde sein Onkel und der Herr hier sei, sondern hatte ihn wie einen Usurpator behandelt. Auf dem schönen Gesichte des Knaben lag neben dem Trotz auch

eine Gutmüthigkeit und Offenheit, die für sich einnahmen, so dauernd, daß Curt die Züge des Kindes noch jetzt frisch im Gedächtniß hatte. Es war wenigstens etwas ihm selbst Verwandtes, was aus des kleinen Leo Augen geblickt hatte, und der Graf legte sich immer ernster die Frage vor, was für ein Mann wohl aus dem Knaben geworden sein möge. Vielleicht wäre er ein würdiger Nachfolger, ein treuer Verwalter dessen gewesen, was Curt in seinem edlen Gemüth als von Gott anvertraut erachtete, um Segen und Nutzen zu bringen mit redlichem Willen und besten Kräften. Aber auch nur vielleicht, und Catharina war es gewiß. Des Vaters unlautere Neigungen und niedrige Denkungsweise konnten gar leicht schädlich eingewirkt und den jungen Mann dem Bilde ganz ähnlich gemacht haben, das Curt sich zögernd und halb widerstrebend von ihm entwarf. Doch konnte er den Gedanken an Leo nicht mehr los werden, den der gutmüthige Oberförster in ihm angeregt, und er entschloß sich in so weit aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten, daß er in der Stille Erkundigungen über seinen Neffen einzog. Die Urtheile lauteten ziemlich übereinstimmend; er hatte

zwar von seinem Vater mit dem glänzenden Äußern einen gewissen Hochmuth geerbt, allein er hatte einen hellen Kopf und ein warmes Herz, und jenes unbestechliche Ehrgefühl, das im Allgemeinen, bis auf Gustav, das Erbtheil der Sturzach's war. Die zwar leidenschaftliche, aber kräftige Natur konnte unter günstigen Einflüssen sich eben so herrlich entfalten, wie sie im entgegengesetzten Falle entarten und verwildern werde. Graf Curt hätte nach Allem, was er hörte, den jungen Mann gern in eine behagliche Lage versetzt; aber einestheils sollte Catharina nichts entbehren und anderntheils wollte er Leo nicht den Verlockungen großer Reichthümer aussetzen, ohne ihnen ein wirksames Gegengewicht zu geben. Endlich fiel der Gedanke wie ein helles Licht in Curt's Seele, daß es der beste und günstigste Ausweg sei, wenn Catharina sich entschließen könne, den jungen Grafen zu heirathen. Er machte sich kein Gewissen daraus, in diesem Falle dem Herzen seines Neffen einigen Zwang aufzuerlegen. Verkaufte derselbe sich ohne Liebe, rein des Geldes wegen, nun so war er jedenfalls noch vom Geschick begünstigt, eine Frau wie Catharina zu finden; liebte er aber die schöne Erbin, dann war ihre Hand

ja doppelter Gewinn und Leo hatte das Glück errungen, das der Onkel in seiner Jugend vergeblich erstrebt hatte. Das hing nun freilich Alles von Catharina's Entschlusse ab, denn der Graf war fest gesonnen, den freien Willen dieses geliebten Kindes in keiner Weise zu beeinträchtigen.

Im Fall Catharina sich zu einer Heirath entschließen würde, sollte sie und ihr Gatte in gleichen Theilen erben, und zwar in der Weise, daß Catharina ihrerseits 80,000 Thaler zur ersten Hypothek an dem Gute stehen ließe, während ihr weitere 50,000 Thaler in guten Papieren aus dem Nachlasse überliefert würden; sie erhielt das bewegliche Vermögen und ihr sollte stets das erste Recht als Käuferin des Gutes zustehen, falls ihr Gemahl dasselbe je in andere Hände geben wolle. Graf Leo dagegen würde der eigentliche Herr von Sturzach und der dazu gehörenden Vorwerke und Meierhöfe, und — was nach Curt's Ansicht viel mehr besagte — der Gatte der schönsten und besten Frau weit und breit.

Sollte Catharina jedoch irgendwie Bedenken oder Abneigung gegen diese Verbindung äußern, so müsse Leo auf die Erbschaft verzichten und sich mit dem gesetzlichen Pflichttheile begnügen. Curt

sah das als einen Fingerzeig des Himmels an, und sein Liebling sollte dann nicht beeinträchtigt, sondern Universalerbin werden. Da er jedoch mit Recht fürchtete, daß Catharina in unüberlegter Freigebigkeit oder aus verletztem Stolze die Erbschaft den Verwandten des Grafen abtreten könne, wenn diese sich beschwerten, oder sie darum anfeindeten, so hatte er diesem Vermächtniß die Clausel angehängt, daß ihr die freie Disposition über das Vermögen in einem solchen Falle genommen war. Sie sollte alsdann die Herrin des Gutes sein, aber es sollte administrirt und ihr nur der Nießbrauch des Vermögens gestattet werden, dessen Capitalien erst ihre Kinder heben könnten. Sie war auch nicht befugt, andere Erben einzusetzen als dermaleinst ihre Kinder, da in dem Falle, daß sie oder ihre Nachkommen die Erbschaft ablehnen würden, Curt das Vermögen milden Anstalten vermachte. Er hatte überhaupt allen nur denkbaren Fällen in dieser Angelegenheit vorgesehen, sogar dem einer Scheidung. Der Gedanke, daß Catharina eine Scheinehe eingehen könne, um Leo wenigstens die Hälfte des Vermögens zuzuwenden, und die Vorstellung einer nachherigen Scheidung, lag nicht allzu fern, und deshalb

bestimmte er, daß im Falle einer Trennung das gesammte Vermögen an Catharina fallen solle. Er glaubte damit kein Unrecht an seinem Neffen zu begehen, im Gegentheil, er dachte so auf die beste Weise für ihn zu sorgen; dann gab er sich der festen Überzeugung hin, daß Catharina, deren Herz, wie er bestimmt wußte, noch frei war, den jungen Mann nicht verwerfen würde, wenn er ihrer Neigung werth war.

Er hatte dieses Testament bündig und in der gesetzlichen Form abgefaßt und darüber gegen Jedermann geschwiegen. Indessen verschlimmerte sein Zustand sich in bedenklicher Weise; Catharina blieb jetzt oft Tagelang auf dem Schlosse zu seiner Pflege und Erheiterung, und an dem Jugendfeuer ihres Geistes schien der Graf die erlöschende Flamme des seinigen immer wieder auf's Neue zu entzünden. Es war an einem milden Herbstabend, als Catharina den Lehnsessel des Kranken in die Nische des breiten Fensters gerollt hatte und ihm gegenüber saß. Der Graf sah eine Zeitlang sinnend auf die weite Landschaft, die in dem buntfarbigen Schmuck des Herbstes prangte, und in die duftige Ferne, die bereits in den Nebeln des Abends verschwamm.

Es war so mild, so still, aber doch so wehmüthig, der Graf gedachte des eignen Scheidens und sein langes Leben mit seinen Kämpfen und Täuschungen zog an ihm vorüber. Der Gedanke an den Tod hatte nichts Banges, nichts Bittres für ihn, er war ihm vertraut seit langer Zeit. Gedankenvoll zerpflückte er eine der schönen Astern, die mit seltener Farbenauswahl zu einem prächtigen Bouquet gebunden neben ihm in einer Vase auf dem Tischchen standen.

„Onkel Curt!" rief das junge Mädchen mit scherzendem Vorwurf, „wie gehst Du im Herbste verschwenderisch mit den Blumen um, als ob's Frühling sei; es sind nicht viele mehr da, dies Jahr bringt uns keine neue, und gieb Acht, bald fallen die ersten Schneeflocken."

„Laß sie," lächelte der Graf, „sie fallen doch auf mein Grab, und deshalb laß mich nur ein bischen schwelgen, wie ein übermüthiger Verschwender, der in der letzten Stunde noch Alles genießen will, was erreichbar für ihn ist." „Onkel Curt," rief Catharina erschrocken, und Thränen schossen schnell in die klaren schönen Augen, — „o, warum magst Du mich so betrüben! Bist Du denn kränker, daß

Du vom Sterben sprichst, so ernsthaft, als müsse ich mich darin finden?"

„Das mußt Du auch, mein Liebling," sagte der alte Mann, „das müssen wir Alle, und glaube mir, es überwindet sich besser, als wir's denken. Der, der da geht, ist ja dem Schmerze entrückt, und die Zurückbleibenden zieht das Leben und seine Anforderungen und Pflichten zu neuer Sorge und neuer Liebe. Und Du, mein Herz, Du bist nicht allein, wie Viele, Dir bleibt das Beste, was Du bis jetzt kennst: Deine Eltern, Deine Heimath und eine ganze frohe, hoffnungsreiche Zukunft."

„Ich weiß, ich weiß," sagte Catharina bewegt, „und ich bin dankbar dafür, aber es giebt doch eine Wunde in meinem Herzen, eine Lücke in meinem Leben, und wenn Du gehst" —

„Kommt ein Dritter," lächelte der Graf, „den Du mit einem süßern Namen nennst, als den alten Onkel Curt, der Dir tausendmal mehr ist, als ich je es war, der Dir Freund und Eltern und Vaterhaus ersetzt."

„Sie schüttelte das lockige Haupt; „ich glaube nicht," sagte sie, „ich weiß, Du meinst die Liebe, aber zu mir ist sie bislang nicht gekommen."

„Sie kommt und klopft an jedes Menschen Herz,“ erwiederte der Graf, „aber sie wohnt nicht überall gleich herrlich und frei. Der Eine ist ein Thor und weist sie von der Schwelle, weil sie Kampf und Sorge an der Hand führt, der Zweite läßt sie ein, aber er zieht sie in den Staub durch wilde Leidenschaften, oder erniedrigt sie durch kleinliche Rücksichten und Nebeninteressen, und der Dritte giebt ihr wohl Raum und zarte Pflege, aber da fehlt der Sonnenschein der Gegenliebe, in dem allein sie die Blüthen des Glückes entfaltet, und so welkt und stirbt sie; freilich oft erst mit dem Herzen, in dem sie gewohnt hat.“

„Onkel Curt,“ sagte das junge Mädchen plötzlich, „kam die Liebe auch zu Dir?“

Das farblose Gesicht des alten Mannes wurde noch bleicher, eine Thräne zitterte in seinen Augen, deren Glanz und Tiefe das Alter nicht getrübt hatte. „Sie kam zu mir und ich ließ sie ein, aber — mir ging's wie denen, von welchen ich zuletzt sprach, in meinem Herzen fehlte der Sonnenschein, den die Liebe braucht. Nun hat sie wohl keine Blüthen getragen, aber sie ist doch nicht verwelkt und sie geht mit mir in's Grab.“

„Aber Onkel Curt,“ fragte Catharina bang und traurig, „wenn auch die Liebe nicht verdorrt, bricht nicht das Herz in solchem Weh?“

„Nein, mein Liebling, ein starkes und ein frommes Herz bricht nicht, das schaut dem Leben ernst in's Angesicht und ringt um andere Schätze, um die Wahrheit und den Frieden, den die Welt nicht giebt.“

Catharina küßte leise des Grafen welke Hand. „O, Onkel Curt, wer konnte Dich nicht lieben!“ rief sie bewundernd aus.

Da erhob er sich mühsam, ging nach seinem Schreibtisch und öffnete ein verborgenes Fach; er nahm ein Medaillon heraus, betrachtete es eine Weile bewegt und reichte es dann schweigend dem jungen Mädchen.

„Meine Mutter!“ rief Catharina im Tone höchster Überraschung, „ja, meine Mutter! Sie ist es und kann es doch nicht sein,“ fuhr sie nach einer Pause voll wortlosen und schmerzlichen Staunens fort, indem sie den väterlichen Freund fragend anblickte, „Du hast sie ja früher nie gesehn, Onkel Curt, ich habe es oft gehört, daß die Leute Dich tadelten, daß Du ältere Bekannte gemieden hättest, um Dich neuen anzuschließen.“

„Daß Deine Eltern mir unbekannt gewesen seien bei meinem Hierherkommen, ist eine Voraussetzung, die ich weder bekräftigt noch widerlegt habe," entgegnete Curt, „ich ließ mich nie darüber aus und ließ die Leute glauben, was ihnen bequem war; meine Vergangenheit und meine Herzensgeschichte gehört mir allein. — Die Jünglingsjahre lagen schon hinter mir," begann er wieder nach kurzem Schweigen, „als ich auf meiner Reise nach Thüringen in dem Hause Deines Großvaters gastlich aufgenommen wurde. Er war ein rechtschaffener Mann, doch rauh und streng, voll eisernen und unbeugsamen Willens. Seine Frau war lange todt, aber er hatte eine Tochter, so liebreizend, so mädchenhaft fromm, wie Du es jetzt bist. Der Vater hatte ihr nie viel Liebe gezeigt, er nannte das eine Verweichlichung und so war das Vertrauen schon im Keime erstickt.

Er kümmerte sich wenig um sie, er fand die Wirthschaft in Ordnung und das war ihm genug. Nachdem ich einige Tage der Gast des Försters gewesen war, hatte ich das Unglück, mich durch einen unvermuthet losgegangenen Schuß am Arme zu verletzen und ich war genöthigt, nicht allein die

fernere Gastfreiheit, sondern auch die Pflege meines Wirthes in Anspruch zu nehmen. Da, in dem engen, täglichen Beisammensein, da gewahrte ich erst, welch ein Engel an Schönheit und Güte Deine Mutter war. Ich will Dir nicht sagen, wie die Liebe in mein Herz zog, wie sie es erfüllte mit Glanz und Duft; das läßt sich nicht erzählen, wie es sich nicht vergessen läßt. — Ich machte Deiner Mutter das Geständniß meiner Liebe, aber noch ehe ich zu Ende war, ehe sie mir eine Erwiederung machen konnte, trat der Förster zu uns ins Zimmer. Ich konnte meine Bewegung nicht unterdrücken, er sah, daß etwas Außergewöhnliches zwischen uns vorgefallen sei, und ich blieb seinen fragenden Blicken die Antwort nicht schuldig. Ich wiederholte meinen Antrag in seiner Gegenwart, und auch dies Mal kam Deine Mutter zu keiner Erwiederung, denn Dein Großvater nahm statt ihrer das Wort und zwar mit einem Ausdrucke von Freude und Zufriedenheit, wie ich ihn nie zuvor bei ihm gesehn, und legte ihre Hand in die meine. Sie ließ es geschehen stumm zwar und bleich, aber das konnte die Erregung des Augenblickes sein und mein unaussprechliches Glück ver-

wirrte auch meinen Blick, der sonst wohl tiefer und schärfer sah. Es war nur eine Minute voll namenloser Wonne, aber in dieser Minute fließt die Seligkeit eines ganzen Lebens zusammen.

Doch, als uns Dein Großvater allein ließ, als ich sie an mein freudetrunkenes Herz ziehen wollte, da stand es plötzlich still vor dem Ausdruck des Jammers und Entsetzens, mit dem sie zu mir aufschaute; da sah ich Alles, mit einem Blick, da sah ich, daß ich nicht geliebt war, daß ich es nimmer, nimmer sein würde. Und jetzt, als ich zurückwich, da faßte sie Muth, da erzählte sie mir in fliegender Hast und mit glühenden Wangen, daß ihr Herz schon dahin gegeben, daß sie die Braut eines heißgeliebten Mannes sei und daß nur die Furcht vor dem Vater, der dem Geliebten abhold sei, ihr noch Schweigen auferlegt habe. Sie sah nicht, wie es dunkel ward vor meinen Augen und in meinem Herzen, sie dachte nur an sich, das sanfte Mädchen wurde ein starkes, selbstbewußtes Weib, sie forderte ihre Freiheit von mir zurück, sie verlangte mehr, sie wollte, ich solle mein eigenes Todesurtheil unterschreiben und der Fürsprecher ihrer Liebe beim Vater sein. Das war eine bittre, schwere Stunde,

wohl die schwerste meines Lebens! Aber ich überwand sie doch, ich ging als Sieger daraus hervor; ich redete mit dem Alten, ich redete so lange, bis sein Zorn sich legte über die Vereitelung seiner Wünsche und das thörichte Verlöbniß, wie er es nannte, denn Dein Vater war damals noch ein junger Förster und hatte wenig Aussichten im Leben. Er verzieh Deiner Mutter und willigte endlich auch ein, den zukünftigen Schwiegersohn als solchen zu sehen. Da war mein Werk denn vollendet und als der Glückliche einzog, zog ich hinaus. Wie mir um's Herz war, das weiß nur Gott, aber Deine Mutter mochte es ahnen, denn als ich beim Scheiden ihr Bild von der Wand nahm, da wehrte sie es nicht und reichte mir weinend die Hand, und stammelte viel heiße Segenswünsche. Die gingen nun zwar nicht gleich in Erfüllung, ich hatte keinen Frieden, die Unruhe in mir trieb mich fort bis über's Meer. Endlich, als ich meinte, der Kampf sei ausgekämpft, machte die Heimath ihr Recht geltend, ich ging zurück, und fand Deine Mutter hier unerwartet wieder. Ich sah sie zuerst in der kleinen Dorfkirche, an dem Tage, wo Du, ihr erstes und einziges Kind, das der Himmel nach jahre=

langem Hoffen ihr an dem Tage meiner Wiederkehr geschenkt hatte, über die Taufe gehalten wurdest. Ich trat hinzu, ich wurde Dein Pathe und erkaufte mir so ein Recht an Dir; die Liebe meiner Jugend mit ihren Schmerzen und Kämpfen ging in eine Freundschaft über, die Deine Eltern wie mich gleich beglückt hat."

Thräne um Thräne war über Catharina's blühende Wangen in ihren Schoß geflossen. Als der Graf geendet hatte, stand sie auf, kniete still vor ihm nieder und legte ihr Haupt in seine zitternden Hände. „Onkel Curt," sagte sie leise weinend, „o, könnte ich gut machen, was die Eltern an Dir verschulden mußten, könnte ich Dir Deine Jugend wiedergeben und die Liebe, die göttlich und heilig sein muß, weil sie selbst in Schmerz und Entsagen Dich so groß, so gut gemacht hat!"

„Mein liebes, liebes Kind," lächelte der Graf gerührt und streichelte liebkosend ihr weiches Haar, „Du warst die Freude meines späteren Lebens, der Trost meines Alters; der Sonnenschein von Liebe und Freude fiel spät erst in mein Herz, er konnte keine Blüthen mehr wecken, aber er verklärte Alles mit rosigem Schein."

„Und nun geh' heim, mein Liebling, laß mich allein an diesem Abend, wo lang vergangene Tage plötzlich lebendig vor meinem Gedächtnisse auferstanden sind mit all ihren Stürmen und Kämpfen. Ich möchte mich still für mich abfinden mit den Erinnerungen, die unser Gespräch wach gerufen, mich sammeln für den kommenden Tag."

Catharina gehorchte zögernd; indessen schien der Graf auffallend wohl, seine Bewegung hatte seinen Zügen ein Leben, einen geistigen Ausdruck verliehen, der die körperliche Schwäche verhüllte. Das junge Mädchen war kaum eine Stunde fort, als der Oberförster eintrat; die vorige Erregung des Kranken hatte jetzt einer gänzlichen Abspannung und Erschlaffung Platz gemacht und ängstlich prüfend sah der Oberförster in des Freundes blasses Gesicht. Nie war ihm die Veränderung in des Grafen Zügen mehr aufgefallen, als heute; eine sonderbare Angst bedrückte ihn, als er ihn fragte: „Wollen Sie sich nicht niederlegen, Sturzach, es ist nicht mehr früh, und herbstlich neblig und kalt, mich dünkt, Sie sehen angegriffen und müde aus."

Der Graf schüttelte den Kopf; „ich bin nicht müde zum Schlafen," sagte er, „ich glaube eher

zum Sterben, darum lassen Sie mich immerhin die schöne Gotteswelt noch ein Weilchen betrachten, ehe ich schlafen gehe."

Der Oberförster nahm schweigend Platz. „Wünschten Sie nicht, Sturzach, daß ich Ihrem Bruder schreibe zu kommen, da Sie sich schwach fühlen; glauben Sie nicht, es würde Ihnen Freude machen?"

„Ihn zu sehen?" unterbrach ihn der Graf, „nein, mein Freund. Wozu auch, ich habe ihm vergeben, von Herzen, aber unser Wiedersehn würde ein eben so bittres werden, als vor Jahren, vielleicht noch bitterer, wenn er erfährt, daß ihm jetzt das für immer verloren ist, was er damals nur für eine Reihe von Jahren zurückzugeben meinte."

Der Oberförster sah ihn befremdet an, und der Graf fuhr erläuternd fort. „Sie müssen es ja doch erfahren, Heik, und Sie werden es billigen; ich habe meinen Bruder nicht zum Erben eingesetzt, ich habe ihm den Mammon entrückt, der mit seinem falschen Glanz ihn geblendet und sein Herz vergiftet hat."

Er erhob sich mühsam, nahm aus seinem Schreibtisch ein mit mehreren Siegeln versehenes Papier und reichte es Heik. Dieser las schweigend

und aufmerksam; sein rothes, gebräuntes Gesicht wurde noch dunkler, die heitern gutmüthigen Augen blickten ernst und mit bestimmtem Tone sagte er dann, das Document wieder auf den Tisch legend:

„Das geht nicht, Sturzach, nun und nimmer. Seien Sie mir nicht böse deshalb, glauben Sie mir, ich erkenne es an, wie gut Sie der Catharina sind, und ich werde Ihnen mein Lebtag dankbar dafür bleiben in meinem Herzen. Aber annehmen kann ich's nicht, als Erbschleicher kann und will ich nicht dastehn vor der Welt und Ihrem Bruder, und eine andere Bezeichnung würden die Leute mir nicht geben. Ich habe immer was auf einen ehrlichen Namen gehalten und auf rechtschaffenes Handeln und Wandeln; das kann ich nicht dran geben, nun ich weißes Haar habe. Und nun Sturzach, selbst wenn ich nichts hielte auf Ehre und Reputation, ist's denn was Gutes, was Sie der Catharina thun? Zwingen Sie das Mädchen nicht moralisch zu einer Heirath, gegen die ihr Herz vielleicht sich sträubt, die ihr nur die Großmuth gebietet oder die Angst, als eine Erbschleicherin sonst verachtet dazustehen? Wissen Sie, ob der junge Graf meiner

Tochter würdig ist, ob sie sich lieben können, kennen Sie ihn so genau, daß Sie mir bürgen, er käme nicht auf den Gedanken, es hätte dem Mädchen nach seiner Grafenkrone gelüstet? Und darf sie ihn ausschlagen, da dann sie es ist, die die Familie Ihres Bruders beraubt? Nein, Sturzach, nein, das geht nicht, nun und nimmer. Ändern Sie das, geben Sie dem Mädchen Ihre Liebe und Ihren Segen, der Segen eines guten Menschen trägt gute Früchte, und lassen Sie es mich bis an mein Ende werth bleiben, Ihr Freund gewesen zu sein."

Der Graf reichte ihm bewegt die Hand, er antwortete nicht, er verschloß nur sorgsam wieder das Testament in das Fach seines Schreibtisches.

„Nun?" fragte der Oberförster wieder, „habe ich Recht, Sturzach? Wollen Sie mir nachgeben, versprechen Sie mir, ein anderes Testament abzufassen, und wollen Sie es sobald als möglich thun?"

Der Graf lächelte. „Glauben Sie, meine Zeit sei so karg gemessen? Sie können Recht haben, und so will ich gegen mein Herz meinem Verstande und Ihrem Wunsche gehorchen, und es, wenn ich Kraft und Ruhe finde, noch heute thun."

„Das war gesprochen wie ein Mann, wie ein Freund," rief der Oberförster, „und deshalb will ich Sie allein lassen, daß Sie sich sammeln und erholen, geistig und körperlich. Gute Nacht, Sturzach, schlafen Sie gut, so leicht wie ich; Sie haben eine Bürde von meinem Herzen genommen. Auf Wiedersehn, gute Nacht."

Der Oberförster schlief in der That leicht und unbekümmert; er hatte mit seiner Frau diese Erbschaftsangelegenheit besprochen und gleiche Meinung bei ihr gefunden und war beruhigt, daß Alles nach Recht und Ordnung umgeändert werden solle. Das einfache Frühstück war am nächsten Morgen kaum beendigt, und Catharina schickte sich an, aufs Schloß zu gehen, als die Thür aufgerissen wurde und ein Bote von Sturzach athemlos ins Zimmer stürzte, der die erschütternde Nachricht meldete, daß der Kammerdiener den gnädigen Herrn todt im Bette gefunden. Der Oberförster war wie vom Donner gerührt, die Frauen standen in sprachlosem Schrecken, der sich jedoch bei der Oberförsterin bald in wohlthuende und reichliche Thränen auflöste. Catharina faßte sich zuerst; sie gedachte ihrer gestrigen Unterhaltung, sie gönnte dem armen, müden Herzen

die Ruhe, die eine vielersehnte war, sie ahnte, daß es wahr sei, was er ihr gesagt hatte: wer nicht recht geliebt sei, habe nicht recht gelebt. Des Oberförsters Gedanken waren anderer Natur; als die erste Bestürzung sich gelegt hatte, gesellten seiner Trauer um den geliebten Todten sich die ernsten Besorgnisse, daß derselbe am vergangenen Abend nicht mehr Zeit gefunden, eine Umänderung in seiner letzten Willensmeinung zu treffen. Seine Frau gab sich keinen Befürchtungen oder Trostgründen hin; sie gedachte nur der aufopfernden Liebe, der treuen Hingebung des Freundes, sie dachte daran, was er dahingegeben und gelitten um sie, und ihre Thränen flossen unaufhaltsam in dankbarer Rührung und tiefer Wehmuth. Aber sie folgte doch ihrem Manne und ihrer Tochter ins Schloß, um den theuren Freund noch einmal zu sehen, so schwer der Gang auch war. Dort war noch der Arzt anwesend, der vergebliche Belebungsversuche gemacht hatte, und die Dienerschaft stand theils ernst schweigend, theils schluchzend um das Bett des gütigen Herrn, dessen großes Herz von so Wenigen gekannt war in seiner Tiefe und Schönheit. Als Catharina sich dem Bette näherte, machten Alle ehrerbietig Platz; sie

wußten, Keiner hatte dem seligen Herrn so nahe gestanden, Keinen hatte er so geliebt, wie sie. Er hatte kein Weib gehabt, dessen Liebe sein Leben geschmückt hätte mit dem Kranze unverwelklichen Glückes, aber ein Kind seines Herzens hatte er in Catharina gefunden und dieses Kindes Schmerzensthränen fielen wie leuchtende Perlen in sein Grab.

Über die Einzelnheiten oder die Stunde seines Todes wußte Niemand Rechenschaft zu geben. Der Graf hatte den Rest des Abends allein verbracht; der Kammerdiener, der ein Geschäft im Zimmer gehabt, hatte ihn kurz vor Schlafengehen in der Bibel lesen sehen, die mit ihren silbernen Beschlägen und Spangen gar kenntlich war und auch auf dem Schreibtisch sich vorfand; aber ob der Graf geschrieben, wußte Niemand zu sagen. Der Herr war früh, anscheinend ziemlich wohl, schlafen gegangen; der Diener, der seit seiner zunehmenden Kränklichkeit im Zimmer schlief, hatte keinerlei Rufen oder Geräusch gehört, aber als derselbe wie gewöhnlich um fünf Uhr sich erhob, um seinem Herrn ein Glas frische Milch zu holen und damit vor's Bett trat, fand er ihn todt. Der Arzt erklärte es für einen Nervenschlag und der stille, friedliche Aus=

druck, der in des Entschlafenen Zügen lag, zeigte, daß der Tod rasch und ohne Schmerzen ihn ereilt habe.

Des Oberförsters peinliche Ungewißheit hinsichtlich des Testaments wurde also nicht gelöst; man mußte abwarten, bis das Gericht sich darein mischte und der muthmaßliche Erbe, des Grafen Bruder, angekommen sein würde. Der Oberförster selbst übernahm es, dem Letzteren zu schreiben und er konnte sich einer Unruhe nicht erwehren, wenn er daran dachte, wie dieser Mann sich vielleicht in allen seinen Hoffnungen getäuscht sah, wie er selbst in einem mehr als zweideutigen Lichte vor demselben stehen würde. Die Antwort aus der Residenz ließ nicht lange auf sich warten, wenngleich sie ganz andere Nachrichten brachte, als man vermuthet hatte. Graf Gustav konnte zur Beerdigung nicht kommen, er lag selbst hoffnungslos darnieder an einem hitzigen Nervenfieber, und deshalb erschien auch sein Sohn nicht auf Sturzach, denn er wollte den Vater nicht verlassen, aber der Brief enthielt den Befehl, mit der Eröffnung des Testamentes, wenn sich ein solches vorfinden sollte, zu warten, bis der Graf im Stande sein würde, dabei gegenwärtig zu sein.

So hatte er es gewollt, doch Gott wollte es anders, Graf Gustav sollte sich nicht als Herrn von Sturzach sehen und wenige Wochen später rief der Tod ihn ab. Er war ein leichtsinniger, eigentlich herzloser Mensch gewesen, nur ein Gefühl, was den Menschen erhebt über den Schmutz der Selbstsucht und des Eigennutzes, was ihn veredelt und verschönt, war ihm geblieben, das war die Liebe zu seinen Kindern, die ihn tief und aufrichtig beweinten. Instinktartig hatte er vor dem erwachsenen Sohne Alles verhüllt, was nicht den Schein vollkommener Ehrenhaftigkeit und Noblesse in Wort und That hatte, er behauptete ihm gegenüber eine weit größere Strenge der Sitten und Grundsätze, als es ihm Ernst war und wußte selbst den Leichtsinn, mit welchem er seine finanziellen Angelegenheiten besorgte, dem jungen Mann so wohl zu verbergen, daß derselbe keine Ahnung von der Menge und der Art der Schulden hatte, die der Vater hinterließ. Erst als er den Tod unabweisbar herannahen fühlte, machte er Leo mit dem Stande der Dinge bekannt und ermahnte ihn dringend, einige bedeutende Posten, die er auf Ehrenwort bei dem Tode Curt's zurückbezahlen wollte, möglichst

schnell zu tilgen. Die glückliche Täuschung, daß er nun doch als Herr von Sturzach sterbe, und daß er seine Familie in einer glänzenden, vielbeneideten Lage zurücklasse, machte ihm das Scheiden leicht.

Sobald Graf Gustav bestattet war und der erste Schmerz der Familie sich gelegt hatte, eilte sein Sohn nach Sturzach, um dort die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen. Ein Testament wurde gefunden und in Gegenwart Leo's eröffnet — es war dasselbe, was der Oberförster Heik gelesen. Es ist schwer zu sagen, wer am schmerzlichsten betroffen war, die Erbin oder der Enterbte. Leo's innere Entrüstung, seine Verachtung über diese vermeintliche Erbschleicherei hatte keine Worte, er verhielt sich würdevoll und schweigend, er wollte die neue Herrin von Sturzach nicht einmal sehen, von deren Gunst sein Schicksal abhängen sollte. Aber wenn er dann der ungeheuren Schuldenmasse seines Vaters gedachte, die mit dem kleinen Pflichttheil, welches ihm zufiel, nicht zu decken war, dann trat ihm der Angstschweiß auf die Stirn, das verpfändete Ehrenwort seines Vaters erschien wie ein drohendes Gespenst vor seiner Seele. Und im Forsthause herrschte

eine nicht minder bedrückte Stimmung; Catharina weinte heiße, schmerzliche Thränen über die Erbschaft, deren Gold ihrem Namen einen sehr zweifelhaften Schein verlieh, und der Oberförster war so heftig, so aufbrausend bei jeder Gelegenheit, die ihn daran erinnerte, daß seine Gattin erschreckt und verschüchtert sich in sich selbst zurückzog. Leo ging in die Residenz zurück und die Sache ruhte vorläufig; der junge Mann wollte die Mutter persönlich auf den harten Schlag vorbereiten, der sie bedrohte, er wollte es ihrer Entscheidung überlassen, wie er in dieser Angelegenheit handeln solle. Die leidenschaftliche, hochmüthige Frau nahm die Nachricht mit der ganzen Heftigkeit ihres Charakters auf. Daß ihr Sohn, ihr einziger Sohn, so glänzend, so begabt, so ganz berufen zu einer hohen Stellung, sich einer Förserstochter vermählen sollte, die in Dunkelheit und Niedrigkeit geboren, weder noble Gesinnung, noch äußere Tournüre haben konnte, und daß bei alle dem ein solches Mädchen das Recht haben sollte, über die Annehmbarkeit dieses Antrages zu entscheiden, ja, daß sie in übermüthiger Impertinenz oder unersättlicher Habgier ihn vielleicht gar verwerfen konnte, dieser Gedanke trieb sie dem Wahn=

sinn nahe. Aber dennoch blieb kaum eine Wahl, denn dunkle Gerüchte von dem eigenthümlichen Testamente waren bereits in die Residenz gedrungen und hatten die Gläubiger unruhig und dringend gemacht. Ein völliger Banquerott stand vor der Thür, Graf Gustav's Ehrenschulden blieben unbezahlt, und ein unauslöschlicher Makel ruhte dann auf dem stolzen Namen. Und, was sollte die Familie beginnen nach diesem Schlage, der sie jeder Stütze beraubte; Leo war erst seit Kurzem in Staatsdienste getreten, er erhielt noch kein Gehalt und sollte der Ernährer von Mutter und Schwester werden. Und das war das Wenigste, was ihn schreckte, er dachte nur immer der Schande, die auf seinem Namen lasten würde, und die er nicht tilgen konnte. Endlich nach langem Sträuben und vergeblichen Kämpfen faßte er den Entschluß, seine Glückseligkeit für seines Vaters Ehre zu verkaufen und dem Oberförster zu schreiben. Aber er wollte ehrlich zu Werke gehn, stolz und offen, wie es seine Art war; er wollte sich nimmer bequemen, diesem Mädchen Liebe zu lügen, die er verachten mußte, die unter ihm stand an Bildung und Geburt, deren Denkungsweise niedrig sein mußte, da sie eine ganze

Familie um ihr rechtmäßiges Erbtheil betrogen hatte. Er schilderte dem Oberförster seine Lage, er sagte ihm, daß Mutter und Schwester dem Elende entgegengingen, daß seines Bruders Namen entehrt sei, wenn Catharina sich weigerte, seine Gattin zu werden, er sagte ihm, daß er resignirt sein ganzes Leben seiner Familie zu opfern im Begriff sei, und gab es schließlich Catharina anheim, ob sie mit ihm theilen wolle, was eigentlich sein sei, oder ob sie gesonnen wäre, das Vermögen allein zu besitzen.

Dieser letzte Zusatz fiel wie ein zündender Funken in des Oberförsters leicht erregbares Ehrgefühl. Der fröhliche, gutmüthige Mann war wie umgewandelt, seine Bitte, Catharina möge sich seinen Wünschen fügen, klang nahezu wie ein drohender Befehl. Er stellte ihr vor, welche Verantwortung sie auf sich lade, wenn sie eine ganze Familie ins Unglück stürze, wenn sie ihres Vaters graue Haare mit Schande bedecke; er setzte ihr auseinander, daß sie auch, im Fall sie die Erbschaft ausschlüge, die Familie rettungslos dem Unglück preisgebe, und daß dieser Reichthum, wenn sie ihn behielte, nimmer Segen bringen würde, weil er unrechtmäßig erworbenes Gut sei. Und endlich appellirte er an ihren

Gehorsam, an ihre Kindesliebe, die sich nicht schwächer erweisen solle, als die des Grafen, der seinerseits nicht zögere mit einem Opfer.

Vergebens bat und weinte die Oberförsterin, die es nicht fassen konnte, daß dies einzige Kind um den Frühling des Herzens betrogen werden sollte. Der Oberförster war rauh und heftig, wie nie, und das gequälte Mädchen gab endlich verzagend nach.

Des Oberförsters einwilligende Antwort war nicht minder stolz als Leo's Brief und auf seine bestimmte Aufforderung entschloß sich der Letztere, mit Mutter und Schwester nach Sturzach zu gehen, um die ihm bestimmte Braut wenigstens zu sehen. Der Graf hatte kein Bedürfniß, das junge Mädchen ohne Zeugen zu sprechen, er hatte ihr nichts zu sagen, was nicht ein Dritter hätte hören können und es war ihm daher ganz erwünscht, daß die Gräfin und seine Schwester Susanna ihn nach dem Forsthause begleiteten. Alle drei waren sie erfüllt von Vorurtheil und Verachtung gegen das junge, schöne Geschöpf, das in liebender Demuth das Opfer ward für fremde Ehre und fremde Ansprüche. Nur eine geringe Aufregung fühlte der

Graf, wenn er daran dachte, daß er in wenig Augenblicken dem Mädchen gegenüber stehen würde, die sein werden sollte für ein ganzes langes Leben, für die er heilige Pflichten übernahm, an welche er sein Loos bereits geknüpft, und die er gleichwohl nie gesehen hatte. Die Gräfin empfand nur bitteren Groll und tiefe Demüthigung und schweigend saß Susanna an ihrer Seite, während der Wagen durch den grünen Wald dem Forsthause zurollte. Die Oberförsterin empfing sie ruhig und würdevoll, sie war sich des Opfers bewußt, das sie brachte, sie fühlte, sie waren die Geber und sühnten großmüthig fremde Schuld und ein gewisser Stolz, den das Bewußtsein einer edlen That verleiht, lag über ihrem Wesen ausgebreitet. Catharina war im Familienzimmer mit dem Oberförster; auch sie wollte ruhig sein, der Vater hatte ihr so viel Muth eingesprochen, sie fühlte die Kraft seines Segens in ihren Entschlüssen. Aber als sie die Blicke der Eintretenden so forschend auf sich gerichtet sah, als er nun vor ihr stand, der Gefürchtete, da zitterte sie und sie mußte sich auf den Vater stützen, der sie liebend umfaßt hielt. Einen Augenblick nur schlug sie die klaren braunen Augen

zu ihm auf, der ihr Gatte werden sollte, dann wandte sie sich erbleichend ab vor dem gemessenen, fast verächtlichen Ernst, der auf seinem Antlitz lag, vor der Gräfin eisigem, hochmüthigen Blick, vor Susannens vornehmer Gleichgültigkeit.

Die gegenseitigen Vorstellungen waren rasch beendigt, der Oberförster und der Graf sprachen fast allein, Catharina kam wenig in Betracht, obgleich sie die Hauptperson war. Der Graf war höflich und artig, aber er machte keinen Versuch, seiner schönen Braut zu gefallen, und die Gräfin und Susanna zeigten eine kühle Geringschätzung, die nicht geeignet waren, das Herz des jungen Mädchens zu ermuthigen. Der armen Frau Heik trat der Angstschweiß auf die Stirn; ihre angeborne Güte und Freundlichkeit sträubten sich gegen diesen kalten, feindseligen Ton, den sie um jeden Preis zu beseitigen wünschte; sie that ihr Möglichstes, um die Gräfin zu unterhalten und eine angenehmere Stimmung herbei zu führen, aber in diesen Bestrebungen verlor sie von ihrer Natürlichkeit und damit von ihrer Liebenswürdigkeit. Alle fühlten sich erleichtert, als der Graf zum Aufbruch mahnte, am meisten Catharina. Als er sich grüßend vor

ihr neigte und sein ernster Blick sie traf, da kehrte plötzlich alles Blut in ihre Wangen zurück. Befremdet schaute er sie an; sie war schön, das Eingeständniß mußte er sich machen, schön wie die Waldfee, und ihre Augen waren fromm und unschuldig, wie Kinderaugen. Aber was sie ihm und den Seinen angethan, das konnte Leo nie vergessen und wenn er daran dachte, dann war er gewappnet gegen ihre Schönheit für alle Zeit.

Nur wenige Wochen später sollte die Hochzeit sein, man eilte damit, denn Catharina fürchtete den Wankelmuth des eignen Herzens, das mit jugendlicher Heftigkeit sich auflehnte gegen den unerhörten Zwang, der ihm angethan wurde, und der Graf wünschte seinerseits aus pecuniairen Rücksichten diese Heirath zu beschleunigen, die doch nun einmal unvermeidlich war. Der Oberförster hatte noch einmal offen und ehrlich mit seinem künftigen Schwiegersohne geredet. Er versicherte ihm, daß er Alles angewandt habe, was in seinen Kräften gestanden, um Graf Curt zu einer Änderung des Testaments zu bewegen, dessen Vorhandensein er erst am Abend vor dem Todestage des Freundes erfahren, und dem Grafen habe nur die Zeit gefehlt, einem Wunsche

zu genügen, den er zuletzt selbst als einen billigen und vernünftigen anerkannt habe. Nun aber an diesem traurigen Handel nichts mehr zu ändern sei, wolle Catharina das Opfer werden, doch könne sie nur Gehorsam bieten und strenge Pflichttreue, nie Liebe und Hingebung des Weibes, das sei der einzige Vorbehalt, den sie zu machen habe. Es sei nicht gefreit um Liebe zwischen ihnen, es sei ein offner, ehrlicher Handel um Geld und Gut, sie sei zu stolz, um das eigne Ich in den Kauf zu geben. Dagegen werde sie wachen über die Ehre seines Namens, wie über den eignen, dem sie so große Opfer bringe, und darum solle er ohne Sorge sein und mit dem Vermögen schalten, wie es ihm recht und nothwendig erscheine.

So war der gefürchtete Tag herangekommen. Catharina hatte es sich ausgebeten, die Gemächer des Grafen Curt beziehen zu dürfen, und ihr Verlobter hatte dieselben mit verschwenderischer Eleganz, zugleich aber mit einer zarten Rücksicht auf die Wünsche und Bedürfnisse einer jungen Frau ausgestattet, die ebensowohl einem stolzen, wie einem liebenden Herzen entspringen konnten. Die Gräfin und Susanna nahmen im Parterre-Geschoß ihre

Wohnung, des Grafen Zimmer lagen freilich oben, aber denen seiner jungen Gemahlin entgegengesetzt. Die alte Gräfin hielt es für durchaus nothwendig, daß sie ihren Wohnsitz bei dem jungen Paare nahm, das so fremd nebeneinander durchs Leben ging. Ihr Sohn mußte, nach ihrer Meinung, durchaus einen Halt haben in dem öden Hause, ein weibliches Wesen, das mit Anstand, Würde und Berechtigung die Honneurs machte, und weder das Eine noch das Andere erkannte sie Catharinen zu. Sie fühlte sich verletzt durch das einfache, würdevolle Benehmen des jungen Mädchens, das ohne alle Prätension auftrat, nur gestützt auf den Zauber ihrer Schönheit und auf das Bewußtsein ihres Rechtes. Sie war noch immer das liebliche Kind ihrer Wälder, unberührt von dem Glanz und der Eitelkeit der Welt, anspruchlos und natürlich in ihrem Wünschen und Handeln, doch voll bewußter Kraft in ihrem Wollen, voll Klarheit in ihren Ansichten über Menschen und Lebensverhältnisse. Catharina's Einfachheit in ihrer äußeren Erscheinung war jedoch der Gräfin vor Allem ein Stein des Anstoßes, und sie wollte versuchen, ihrer Schwiegertochter wenigstens äußerlich, wie sie meinte, den

Schein einer hochgebornen Dame zu geben. Sie engagirte daher in der Stille eine Kammerjungfer, die ihre Gebieterin hinsichtlich der Eleganz und Mode, in Schnitt und Stoff der Kleidung beaufsichtigen solle, und wußte der Oberförsterin dieses unvermeidliche Übel als eine Pflicht des neuen Standes zu octroyiren, in den Catharina eintrat. Das junge Mädchen fügte sich dieser Anordnung fast mit einem Gefühle des Mitleids, so kleinlich erschien sie ihr. Aber an ihrem Hochzeitstage mußte die Mutter sie noch einmal schmücken, und mit tausend Thränen flocht diese ihr den Kranz in das weiche seidene Haar. Sie wollte noch einmal Catharina, des Försters Tochter sein, ehe sie das Weib des Grafen Sturzach wurde, sie war ganz einfach, ohne Glanz und Schmuck, aber sie war liebreizend schön. Und als sie nun vor dem Vater niederkniete, ehe sie den Weg antrat in die Kirche, als sie Abschied nahm von der Stätte ihrer Kindheit und ihrer Freuden und leise sagte: „nun gieb mir Deinen Segen, Vater, auf den Weg, den Du mich gehen hießest," da kam die Reue über den Oberförster, da wankte er, als habe der Sturm ihn erfaßt, und der starke Mann weinte wie ein

Kind. Aber Catharina blieb gefaßt. „Weine nicht,“ bat sie, „laß uns stark sein, wir haben den Schritt erwogen und überlegt, wir haben ihn als recht erkannt, nun darf ich auch nicht zurück. Mein Opfer heute soll Viel sühnen und tilgen, und nur den fröhlichen Geber hat Gott lieb. Der Oberförster ermannte sich an ihrer Stärke; er zog sie an sein Herz wieder und wieder, und dann trat Catharina hinaus aus dem Vaterhause. Verheißend brach die Sonne durch das Grün der Bäume und umspielte das Haupt der jungen Braut wie Glorienschein, und die Drossel in dem grünen Käfig an der Thür sang so hell und jubilirend in den Sommermorgen hinein, als sei es ein Siegeslied zu Catharina's Ehren. Die Trauung war in der kleinen Dorfkirche, wo sie getauft und eingesegnet war, und die gräfliche Familie nebst den Zeugen harrte schon in der Sacristei, als die Braut mit ihren Eltern anlangte.

Nie war ihre kindliche, reine Schönheit so überwältigend hervorgetreten, als heute, und Leo konnte sich einer gewissen Rührung nicht enthalten, wenn er daran dachte, daß dies junge, hülflose Wesen heute geduldig seine Jugendhoffnungen als ein

Opfer auf den Altar niederlege, um einem ungekannten und ungeliebten Manne Gehorsam und Treue zu schwören. Er hatte sich nicht ganz eines überzeugenden Eindruckes bei den letzten Mittheilungen erwehren können, die der Oberförster hinsichtlich des Testaments ihm gemacht, und wenn er daran glaubte, daß Catharina unschuldig sei, und jetzt ihr Glück für das seine gäbe, so beschlich Mitleid und Dankbarkeit sein Herz. Selten wohl ist ein Bund geschlossen worden, bei dem so alle Theile unbefriedigt und voll trüber Voraussicht waren. Aber dies Gefühl einer gemeinsamen Entsagung wurde neben den heiligen Pflichten, die Leo übernahm, und die ihm Ernst waren bei seiner Ehrenhaftigkeit, ein Band, welches ihn leise mit dem schönen Mädchen verknüpfte. Als die Trauung vorüber war, als sie freundlich und vertrauend ihm die Hand reichte, als wolle sie sagen: ich will es halten, das Versprechen, zu dem man mich gezwungen, da drückte er einen Kuß, den ersten, auf diese weiche Hand, die nun sein war.

Das Hochzeitsmahl, zu dem eine große Anzahl Gäste geladen war, fand im Schlosse statt. Aus der Residenz war Niemand zugezogen, da die Braut,

wie die alte Gräfin sich ausdrückte, nicht präsentabel war. Die Gesellschaft bestand aus den nächsten Gutsbesitzern mit ihren Familien und den großen Fabrikbesitzern, die vor vielen Jahren schon, unter Graf Gustav's Herrschaft, hier gastliche Aufnahme gefunden und auch die Braut kannten seit ihrer Kindheit. Mit diesem großen Hochzeitmahle war zugleich der öffentlichen Neugier Genüge geleistet, die bis jetzt umsonst versucht hatte, das Brautpaar mit einander zu sehen, über dessen Verhältniß die wunderbarsten Gerüchte circulirten. Die Leute wohnten indeß durchaus keiner auffälligen Scene bei; die junge Frau war zwar bleich und ein wenig still, aber lieblich und freundlich und ihr Gatte war aufmerksam und artig und unterhielt sie angelegentlich, wenngleich seine Gespräche und sein Benehmen sehr ruhig und ohne die mindeste Beimischung von Zärtlichkeit waren. Es wurde indessen neben dem Glanze ein gewisses steifes Ceremoniell aufrecht erhalten, das die Gräfin bei den obwaltenden Verhältnissen und der, nach ihren Begriffen, immerhin gemischten Gesellschaft nothwendig erachtete, das aber kein Behagen und Vergnügen aufkommen ließ. Für die Freude der

Dorfbewohner oder der Dienerschaft war gar nicht gesorgt, man hatte dem Pastor zwar eine bedeutende Summe für die Armen der Gemeinde überwiesen, aber der würdige Herr war kein Freund von Lustbarkeiten, nach seiner Meinung sollte der Arme beten, arbeiten und essen und in der Linderung des Jammers schon hinreichenden Anlaß zu Freude und Vergnügen finden. Auch im Schlosse wurde es bald still; um acht Uhr entfernten sich die Gäste, der Oberförster und seine Gattin waren die Letzten. Und nun sank Catharina's Muth, als sie an der Brust der Mutter lag, als diese ging und sie zurückließ bei den fremden Menschen für immer und alle Zeit. Aber sie hatte einen starken Geist, der beständige Umgang mit dem verstorbenen Freunde hatte ihn gekräftigt und gereift, sie überwand bald die Schwäche und ließ das Haupt nicht sinken.

Sie war nun allein mit ihrem Manne und seinen Angehörigen; von den beiden Damen machte keine einen Versuch, ein heimathliches Gefühl in der jungen Frau zu wecken, die fremd und verlassen neben ihnen in dem großen Staatszimmer saß. Die Gräfin besprach Gegenstände, die Catharinen

ganz fern lagen, es waren Gespräche auf die Residenz und ihre Gesellschaft bezüglich, auf welche Susanne mit Eifer einging. Nur der Graf schenkte ihr einige Aufmerksamkeit, aber die Situation war dennoch so eigenthümlicher und delicater Art, daß keine rechte Unterhaltung in den Gang kam. Wohl deshalb war es, daß er noch einen Spaziergang durch den Park vorschlug und Catharina nahm das Anerbieten freundlich und unbefangen an. Es war ein köstlicher Abend, so lau und weich wie ein Liebeskuß, kein Blatt rührte sich, aber in den blühenden Gebüschen schlugen die Nachtigallen süß und verlockend und sangen ein wunderbares Lied von Sehnsucht und Glück. Die beiden Gatten gingen ruhig neben einander; Catharina antwortete liebenswürdig und unbefangen auf seine Fragen, es lag ein keuscher Reiz in ihrer frischen Natürlichkeit, dem der Weltmann sich nicht ganz entziehen konnte. Als in einem Baumgange ihr Fuß gegen eine Wurzel stieß, hielt der Graf besorgt an. „Darf ich nicht das Vorrecht in Anspruch nehmen, Sie zu führen?" fragte er artig.

Die junge Frau lächelte, sie neigte dankend das Haupt und legte ihren Arm in den seinigen. Und

dieser Arm, der von keiner Mantille bedeckt wurde, war von tadelloser Form und Weiße, er war sicher auch weich und warm, dachte Leo, der immer wieder hinblickte und ganz zerstreut wurde. Catharina jedoch hatte keine Ahnung davon, auf welches Feld sich seine Betrachtungen begeben hatten; als er verstummte, glaubte sie, er wünsche heimzukehren, und bat ihn, den Rückweg mit ihr anzutreten. Als sie ins Haus traten und er sie in den Salon der alten Gräfin zurückführen wollte, entschuldigte sich Catharina; „sie wollte sich in ihre eigenen Gemächer begeben,“ sagte sie, da ihr nach den vielfachen Aufregungen des Tages Einsamkeit und Ruhe nothwendig sei.“ Leo machte keine Einwendung, er erwiederte Catharinens einfaches „Gute Nacht“ mit einer Verbengung, und reichte ihr, als er sich umwenden wollte, wie eines bessern sich besinnend, noch schnell die Hand. Er machte es sich selbst nicht klar, was ihn dazu trieb, vielleicht hielt er es für schicklicher, da sie nun doch einmal seine Frau war. Oben in ihrem Zimmer betete Catharina heiß und innig. Es war Onkel Curt's Schlafgemach, das jetzt das ihrige geworden war; hier hatte er gelebt und gelitten, und manchen Kampf

gekämpft und überwunden. Es war, als ob sein Geist ihr nahe sei in diesen Räumen, tröstend und verheißend, und unter diesem Schutze schlief sie demüthig und ergeben ein. —

Wir haben am Eingange Catharina's Erwachen gesehen, wir haben in ihr Gemach geschaut und ein wenig auch in ihr Herz. Nachdem sie gefrühstückt hatte, fing sie an, sich häuslich und wöhnlich einzurichten in den Räumen, wo sie ihr Leben hinbringen sollte. An das Schlafgemach stieß ein Ankleidezimmer und mit diesem in Verbindung stand ein hübscher, eleganter Salon, an den sich ein kleines Boudoir schloß. Indem sie gewünscht hatte, Onkel Curt's Wohnung zu beziehen, hatte sie vorausgesetzt, daß man dieselbe auch in der alten Weise eingerichtet lassen würde, und sie fühlte sich daher unangenehm enttäuscht, als Alles fremd und verändert aussah. Unwillkürlich gedachte sie der Erzählungen von der Rumpelkammer, und es berührte sie fast schmerzlich, daß auch ihrem Manne die zarte Rücksicht fehle, die seinem Vater durchaus gemangelt hatte. Ihr war Alles theuer und heilig, was der verklärte Freund geliebt nnd besessen, uud während sie auf ein

heimathliches Gefühl in den bekannten Räumen gehofft, die ihr bis jetzt ein zweites Vaterhaus gewesen waren, fühlte sie sich einsamer und fremder als irgend wo sonst. Kostbare Spielereien standen umher, prächtige Meubles und vergoldete Spiegel, aber nirgend war eine Rücksicht auf die Bedürfnisse des Geistes oder der Talente genommen, sie erblickte weder einen Flügel und Musikalien, noch Bücher oder Kupferstiche, oder sonstige Kunstgegenstände, an denen ein gebildeter Geschmack sich erfreut. Ein zierlicher Schreibtisch stand freilich in dem kleinen Boudoir, aber er sah so kahl und leer aus, als setzte man voraus, er werde nie benutzt werden. Mit wahrem Jubel entdeckte sie endlich in einer Ecke, ganz verborgen, als schäme es sich seiner Existenz in diesen Prachträumen, ein Nähtischchen und als sie es öffnete, fand sie es wohl eingerichtet. Zufrieden trug sie den entdeckten Schatz, der ihr eine Beschäftigung verhieß, die sie keineswegs verachtete, an das Fenster und musterte wohlgefällig die zierlichen Arbeiten, die angefangen darin lagen. Sie nahm eine der Stickereien zur Hand und wollte sich eben am Fenster niederlassen, als sie sich ihres Blumenstraußes erinnerte; der durfte

nicht verblühen; war der freundliche Gruß ihr doch wie eine Verheißung erschienen, daß sie nicht ganz vereinsamt und vernachlässigt in der Familie stehen sollte, der sie nun angehörte. Sie setzte die Blumen in ein kostbares Glas, das sie auf einem Spiegeltischchen fand, trug es in das kleine Cabinet und fing wieder an zu arbeiten.

Unterdessen waren einige Stunden vergangen, die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der Graf heimkehrte. — Da das Fenster von Catharina's Boudoir in den Blumengarten ging, konnte Leo sie nicht sehen, aber er bemerkte, daß die Vorhänge ihres Ankleidezimmers zurückgezogen und die Fenster geöffnet waren, und sah daraus, daß sie aufgestanden sei und ihre Toilette beendigt habe. Es schien ihm jetzt an der Zeit, seine Frau aufzusuchen, und eben wollte er in sein Zimmer gehen, um sich umzukleiden, als ihm im Hausflur seine Schwester Susanna begegnete und ihn aufforderte, mit zur Mutter hereinzukommen. Susanna war eine aristokratische Erscheinung, die in ihrem feinen, blassen Gesicht die dreiundzwanzig Jahr verleugnete, die sie schon zählte, und hübsch gewesen wäre, wenn der Hochmuth nicht zu ausgeprägt in ihrem Gesichte

gelegen und nicht etwas Schlaffes, Ermüdetes aus ihren Zügen gesprochen hätte, was durch die langen, schweren Augenlieder, die das Auge fast immer halb bedeckten, noch deutlicher hervortrat. Als sie eintraten, fanden sie die Gräfin in einem großen Fauteuil, halb sitzend, halb liegend, mit ziemlicher Aufmerksamkeit einem Berichte von Catharina's Kammermädchen lauschend, die sich durch den Eintritt des Herrn durchaus nicht unterbrechen ließ. Die Gräfin nickte ihm nur zu und lud ihn mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen, bis die Erzählerin zu Ende sein würde.

„Ja, Ew. Gnaden,“ fuhr diese fort, „ganz allein hat sie sich angekleidet, sie sagte, sie sei das gewohnt, und da sie nun schon frisirt war, so mochte ich ihr nicht gleich den ersten Morgen damit verderben, daß ich ihr sagte, eine Dame trüge keine Locken, und sie möchte mich das Haar anders arrangiren lassen. Daher müssen Ew. Gnaden mich entschuldigen, daß ich heute noch nichts für die Frau Gräfin thun konnte.“

Erstaunt trat Leo einen Schritt näher, und das Mädchen, das als eine Ermuthigung nehmend, fuhr fort: „Die Blumen des Herrn Grafen habe

ich abgegeben, die Frau Gräfin wurden ganz roth, als sie diese in Empfang nahmen und legten sie bei Seite, aber als ich später wieder in das Schlafzimmer trat, waren sie fort, und als ich mich auf den Zehen an das Cabinet schlich und durchs Schlüsselloch blickte, sah ich, wie die Frau Gräfin emsig arbeitete und das Bouquet vor ihr stand."

„Durchs Schlüsselloch gesehen?" brauste der Graf auf, „seit wann wagen es unsere Diener, uns zu belauschen? Wie kommen Sie zu der Frechheit, einzugestehen, daß Sie eine solche Unverschämtheit begangen haben?"

„Mein Gott, Herr Graf," stammelte das erschrockene Mädchen, „Ihre Gnaden, die Frau Gräfin haben mich beauftragt„ —

„Nach besten Kräften für meine Gemahlin zu sorgen, ihrer Befehle stets gewärtig zu sein, sich in ihre Gewohnheiten hineinzustudiren, damit ihren Wünschen nichts mangelt. Wenn man Auskunft von Ihnen verlangt, so will man erfahren, was möglicherweise noch zu der Bequemlichkeit der Gräfin fehlt, damit ihrem Verlangen aufs Schnellste gewillfahrt werden kann. Und nun gehen Sie, ich hoffe, Sie haben mich verstanden für alle Zeit und

behalten es, daß Sie bei der geringsten neuen Unverschämtheit derart auf der Stelle entlassen sind."

Bestürzt zog das Mädchen sich zurück, ohne ein Wort zu erwiedern. Die Gräfin hatte sich bei dem ersten zornigen Ausruf ihres Sohnes verwundert aufgerichtet, und blickte ihn jetzt fragend und herausfordernd an. Er aber sprach nicht, sondern ging, seinen Groll bekämpfend, als beträfe diese Sache seine Mutter durchaus nicht, an das Fenster zurück und trommelte an den Scheiben.

„Galt dieser unverständliche Zornesausbruch mir, Leo?" fragte die Gräfin stolz. „Ich bringe keinen Sinn hinein, Du mußt Dich deutlicher ausdrücken."

„Wenn dies Spioniren auf Deinen Befehl geschah, ja, Mutter, so geht es Dich in sofern an, daß ich Dich bitte, es nie wieder zu thun, weil ich es nicht dulden werde. Ich habe mich nie darein gemischt, wie Du Catharina Heik behandelt hast, aber der Gräfin Sturzach soll mit der Achtung begegnet werden, die man dem Namen schuldet. Und wo bleibt sie, diese Achtung, wenn Du meine Frau unter die Beaufsichtigung der Domestiken stellst."

„Leo, Leo," rief die Gräfin erstaunt und dicht vor ihn hintretend, „was ficht Dich an, was hast Du vor? Kann es eine Beleidigung sein für eine Frau, wie sie nun einmal leider Gottes die Deinige ist, wenn ich verhindere, daß sie uns durch Verletzung des guten Tons, des Anstands und der Mode compromittirt, wenn ich wünsche, von ihrem Thun und Treiben Kenntniß zu haben, um möglicherweise läuternd und veredelnd auf schlechten Geschmack, oder niedrige Neigungen einzuwirken? Glaubst Du, daß ich mich damit befassen würde, wenn es nicht Deinetwegen geschähe, um Dir das Ridicule zu ersparen, wenn ich nicht täglich des Opfers eingedenk wäre, das Du uns gebracht? Freilich ist Lisette nur ein Kammermädchen und Catharina nennt sich Gräfin, aber es ist die Frage, welche von Beiden gebildeter ist."

„Und wenn dem tausendmal so wäre, Mutter, und wenn Du die beste Absicht gehabt hättest, so ist das Mittel verkehrt und erniedrigt Catharina, statt sie zu heben. Und es ist nicht so, so wenig ich sie kenne, so weiß ich doch, daß sie einen lebendigen Geist besitzt, klare und verständige Ansichten und einen poetischen Sinn."

„Mein Gott, Leo," rief Susanna spöttisch, „ich glaube Du bist auf dem besten Wege, Dich in Catharina zu verlieben, das wäre ein rührendes Ende von der traurigen Geschichte."

„Ich liebe sie nicht," antwortete der junge Mann ruhig, „sie ist mir ganz gleichgültig. Im Anfange fühlte ich sogar Haß und Verachtung gegen sie, aber der erstere ist unhaltbar, ihrer Schönheit und Güte gegenüber, und die letztere hat mir der Oberförster genommen durch die Versicherung, die er mit seinem Ehrenworte bekräftigt hat, daß ihm nicht allein niemals nach dem Reichthum des Onkels gelüstet, sondern daß er mit aller Kraft seiner Überredung demselben das Versprechen abgenommen hatte, das Testament zu unsern Gunsten zu ändern."

„Kann des Oberförsters Ehrenwort, und noch dazu in dieser Angelegenheit, irgend ein überzeugender Grund sein, Deine Meinung zu ändern?" fragte die Gräfin ihren Sohn.

„Gewiß, Mutter, der Oberförster ist als ein Ehrenmann bekannt und so lange er das ist, muß ich sein Wort respectiren. Und von diesem Gesichtspunkte aus sind wir Catharina's Schuldner, — nichts weiter; denn sie konnte mich verwerfen

und das Ganze nehmen. Und dafür, daß sie gab, so viel sie konnte, verlangte ihr Vater nichts weiter, als daß ich sein einzig Kind „gut halte,“ wie er sich ausdrückt, und sie nicht kränke mit Wissen und Willen. Ich habe gestern dem alten Mann darauf mein Wort gegeben, und bei Gott, Mutter, das Wort wird gehalten.“

Die Gräfin sah verstimmt vor sich nieder: „Ist es denn eine Kränkung, wenn man ihrem Mangel an Bildung und Eleganz zu Hülfe kommt?“ fragte sie. „Aber freilich im Sinne dieser Leute ist jede Belehrung eine Beleidigung, die Aufgeblasenheit der Bourgeoisie schließt jedes Unterscheidungsvermögen aus.“

„Die Kränkung besteht nicht in der Bemühung, Catharina zu belehren,“ entgegnete Leo, „sie besteht in der Wahl der Lehrmeisterin, die Du in Lisettens Person getroffen. Obgleich nun ich meinerseits der Ansicht bin, daß Catharina bei dem äußern Liebreiz, den ja auch Du anerkennst, durchaus nicht unwissend ist, so werde ich doch, um allen Conflicten zu entgehen, selbst ihre Ausbildung übernehmen, wo sie Noth thut; mir bleibt hier Zeit genug, da ich meinen Wohnsitz schon wegen des

ganzen eigenthümlichen Verhältnisses zu meiner Frau nie wieder in der Stadt nehme."

„Aus einem angehenden Minister ein Dorfschulmeister, Leo, Leo, das ist traurig," klagte Susanna, „und dann, Theuerster, in Catharina's Alter hat die Erziehung ihre Schwierigkeiten."

„Wollte ich ihr Herz bilden," entgegnete er bitter, „dann hättest Du Recht; Güte, Milde, Sanftmuth und wie sie alle heißen, die weiblichen Tugenden, müssen ihm in der Jugend eingeimpft werden, sonst ists zu spät und die jungen Pflanzen ersticken immer wieder von dem wuchernden Unkraut der Härte und Bitterkeit. Aber mit dem Herzen scheints gottlob richtig zu sein und mit dem Geiste will ich schon fertig werden."

„Mit Deinem Herzen scheints nicht mehr so richtig," spottete Susanna; „es sollte mir leid thun, Leo, Du warst, weiß Gott, zu etwas Besserem bestimmt."

„Laß es genug sein, Susanna," sagte er seinen Hut nehmend, „und Du, Mutter, willfahre meiner Bitte, schon des alten Mannes wegen, der mir leid thut. Catharina ist mir weder theuer, noch zuwider, sie ist mir gleichgültig, aber das entbindet

mich weder meines Wortes, noch der angebornen Galanterie des Mannes.“

Er verließ das Zimmer und die beiden Frauen hörten ihn die Treppe hinaufsteigen. Die Gräfin war unangenehm aufgeregt, ihre Abneigung gegen Catharina wuchs fast stündlich und bestärkte sie in ihren lächerlichen Vorurtheilen, die ihrer Schwiegertochter von vorn herein Bildung und Talente absprachen, obgleich sie sich noch niemals die Mühe gegeben, in einer längeren oder ernsteren Unterhaltung die Geistesgaben der jungen Frau, die in ihrem verletzten Stolz sich der Gräfin gegenüber ziemlich schweigsam verhielt, zu prüfen.

Leo hatte sich indessen auf seinem Zimmer umgekleidet und ging nun, sich bei seiner jungen Frau melden zu lassen. Seine augenblickliche Befangenheit in dieser unnatürlichen Situation wich vor der Anmuth und Ruhe, mit der sie ihn empfing, sie wußte selbst die Gemeinplätze, in denen die Unterhaltung sich bewegte, in eine anziehende Form zu kleiden und ihm die äußere Fassung und Harmonie des Wesens mitzutheilen, die sie selbst besaß. Nicht der gewandtesten Salondame hätte es besser gelingen können, als dieser jungen Frau, die so fern

von der Welt aufgewachsen war, und die sich nur von dem angebornen Tact des Weibes leiten ließ. Denn Catharina war nicht so ruhig, als es schien; die Nähe des Mannes, dem sie so innig und unauflöslich verbunden und der ihr doch so ganz fremd war, versetzte sie stets in eine gewisse Aufregung und Spannung. Obgleich sie sich all und jeden Anrechtes auf sein Herz begeben, und selbst mit an den unübersteiglichen Schranken zwischen ihnen gebaut hatte, so sah sie doch mit Ängstlichkeit einer Offenbarung seines Charakters und seiner Neigungen entgegen. Es wäre ihr immerhin ein Trost gewesen, wenn sie ihm statt warmer Liebe, die sie nicht geben konnte und wollte, wenigstens ihre Achtung hätte zuwenden können. In der Seele Leo's ging etwas Ähnliches vor. Er wünschte, Catharina möge davon überzeugt sein, daß es einzig und allein die Sorge für Mutter und Schwester gewesen sei, der Wunsch, den Namen seines Vaters vor Schmach und Entehrung zu bewahreu, was ihn bewogen hatte, um Catharinens Hand zu werben. Er hatte sie im Anfange bei diesem Handel so ganz als Nebenperson betrachtet, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, sich ihr gegenüber

zu rechtfertigen, und sich nur mit ihrem Vater besprach. Jetzt hatte er seine Abneigung gegen sie in so weit verloren, daß er ihren Charakter, nach des Oberförsters Mittheilungen, für edel und großmüthig hielt, wenngleich er keine Ahnung hatte, daß auch der Stolz Catharina trieb, selbst mit Aufopferung ihres Herzens der adeligen Familie das Gut zurückzugeben, dessen Besitz sie nie erstrebt, und dessen Erlangung ihrem Namen etwas von der Reinheit nehmen konnte, die ihn bis jetzt geschmückt. Was ihren Geist anbetraf, so hatte er genug von den Vorurtheilen seines Standes empfangen, um einem Mädchen aus dieser Sphäre der Gesellschaft nur wenig zuzutrauen, denn daß sie der vergötterte Liebling Onkel Curt's gewesen, war ihm weder ein Zeugniß für ihre Bildung noch ihren Verstand, da die Eltern den Verstorbenen stets als einen Sonderling geschildert hatten, der selbst in seinen besten Tagen wenig umgänglich und beliebt gewesen sei und für nichts Sinn als für seine Alterthümer gehabt habe. Sie nannten ihn engherzig und von beschränkten Lebensansichten, einen Verächter des guten Tones und der höhern Bildung und setzten voraus, daß er in seinem spätern Leben vollends

Welt und Menschen mit ihren gegründeten Ansprüchen vergessen habe. Von einer solchen Erziehung also konnte Leo sich keine große Erwartungen machen, und die wenigen Male, daß er Catharina während der Brautzeit gesehen, waren ihre Gespräche so kurz und oberflächlich, daß er keine bessere Meinung gewann. Er wandte sich kaum an sie, er sprach fast ausschließlich mit den Eltern, denen es auch nach Catharinens Meinung besser zukam, den eigenthümlichen Contract zu regeln, und wenn die Gräfin mit ihr redete, so geschah das mit so viel Schärfe und versteckter Bitterkeit, daß Catharina ihre ganze Geistesstärke nöthig hatte, um zu schweigen und nicht wortbrüchig zu werden. Das gab ihr einen Anstrich von Passivität und Indolenz, die ihr sehr fern waren, und der die gräfliche Familie in den unrichtigen Vorstellungen bestärkte, die sie sich von dem Försterskinde gemacht hatte. Erst gestern, an seinem Hochzeitstage, hatte sein Pflichtgefühl ihn getrieben, länger und ausschließlicher mit ihr zu reden, und er war betroffen von ihrem tiefen Gemüth und ihren richtigen Anschauungen. Da war keine kränkelnde Sentimentalität, noch unweibliche Sophismen, überall das richtige

Maß des Schönen, in Ernst und Fröhlichkeit, und die leise Wehmuth, die ihr innerstes Wesen und den frischen Quell ihrer Natürlichkeit wie durch einen Schleier erblicken ließ, machte sie in seinen Augen nur noch lieblicher und schöner und legte ihm das Gelübde auf, daß dieser Schleier niemals das Leichentuch ihrer angebornen Neigungen und Bedürfnisse werden solle. Leo hatte eine schlaflose Nacht verbracht; zum ersten Male hatte er Catharina reden gehört, in seiner Sprache, und es waren seine Gedanken, seine Ansichten, die sie aussprach. Ihr Bild wollte gar nicht weichen aus seiner Seele; o, sie war auch schön gewesen in dem Myrthenkranze, der ewig frisch bleiben sollte, in dem frommen, mädchenhaften Entsagen, in dem Siegeslächeln, das durch ihre Thränen brach, als sie das entscheidende Wort gesprochen und keine Rückkehr mehr war in das Paradies ihrer Kindheit und ihrer Freuden. Das Bild hatte grüßend in seinen Traum geschaut, wenn der Schlummer ihn überwältigte auf kurze Zeit, er fühlte noch deutlich den Fleck auf seinem Arme, wo ihre weiße, weiche Hand geruht. Er war lange vor seiner Frau erwacht, die Morgenluft sollte ihn stärken statt des

Schlafes, den er entbehrt, und auf dem Gange durch den Park, an den Gewächshäusern vorüber, ließ er das Bouquet binden. Eine solche Galanterie durfte man auch einer gleichgültigen Person erweisen, der Entschuldigung bedurfte er sich selbst gegenüber, und es war ihm fast beschämend, daß seine Mutter durch Lisettens Erzählung etwas davon erfahren hatte. Aber oft würden solche Galanterieen nicht vorkommen, ohne Veranlassung nie wieder, das gelobte er sich, und er wünschte beinahe, daß seine Gattin heute einen weniger günstigen Eindruck auf ihn machen möchte. Aber das war nicht der Fall, als er ihr nun gegenüber saß.

Catharina war so frisch und anmuthvoll in dem einfachen weißen Kleide, wie der Lenz da draußen, ihr sonniges Lächeln fiel in Leo's Herz und vor dem hellen Lichtstrahl zogen die feindlichen Entschlüsse sich beschämt in die verborgensten Winkel zurück. Er lobte die Aussicht aus ihren Fenstern und fragte, welche der Aussichten, die verschieden, entweder über die Ebene, oder den Wald sich boten, ihr am besten gefiele.

„Eigentlich wohl die über das Thal,“ erwie-

derte sie, „aber ich werde doch immer hier an diesem Fenster meinen Platz haben, wo ich den Wald sehe und drinnen tief versteckt das rothe Dach meines Vaterhauses.“

Ein tiefes Mitleid beschlich den Grafen bei diesem verborgenen Heimweh, das aus den schimmernden Augen und den wehmüthigen Worten Catharinens sprach. „Das Vaterhaus ist eine geheiligte Stätte, an der das Herz mit tausend Banden hängt,“ erwiederte er bewegt, „die Erinnerungen der Kindheit sind die mächtigsten, sie malen mit den lebhaftesten und unvergänglichsten Farben, und Dankbarkeit und Liebe und kindliche Pietät führen den Pinsel. Selbst im wildesten Strudel des Lebens erinnert der Mann sich gerührt der Stätte, wo er sein frohes, sorgloses Spiel trieb, wo er geliebt und behütet wurde; schon die Erinnerung daran ist ein seliges Ausruhen in dem Geräusch und dem rastlosen Treiben der Welt, und oft ist sie ein Talisman, der rechtzeitig warnt und zu bessern Entschlüssen treibt. Anders ist es beim Weibe; da soll das Haus des Mannes das Vaterhaus ersetzen, da soll sie Schutz und“ — er stockte, er wollte sagen: Liebe finden.

Sie verstand ihn, ihre Augen waren mit Thränen gefüllt, sie nickte schweigend.

„Catharina,“ fuhr er aufgeregt fort, „Gott weiß es, ich wünschte, Sie möchten Alles hier finden, was Sie aufgegeben. Die Verhältnisse stehen hindernd zwischen uns, aber es giebt kein Gefühl und kein Gesetz, kein noch so fremdartiges Verhältniß, was nicht mich zu jedem Schutz und jeder Rücksicht, und Sie zu vollkommnem Vertrauen gegen mich berechtigte. Ich bitte Sie, und ich will es als die erste Gunst von Ihnen betrachten in dem traurigen Verhältnisse, das wir mit dem Namen Ehe schmücken, seien Sie offen, wenn Sie irgend einen Wunsch, irgend eine Sorge haben, die ich mildern oder heben kann. Verlassen und berufen Sie sich auf mich in jeder Lage und wo Sie, außer Ihren Eltern, Trost, Rath oder Hülfe bedürfen, da erinnern Sie sich, daß ich Ihr Gatte bin vor Gott und der Welt.“

Sie hatte ihm mit überströmenden Augen zugehört. „Gott segne Sie für dieses Wort,“ sagte sie leise, „es ist eine Verheißung, die ich in dankbarem Herzen bewahren will, es ist ein Trost und eine Stütze auf der Schwelle meines neuen Lebens,

die mich halten wird in den Stunden der Schwäche, welche selbst einem Herzen kommen, das ernstlich nach Kraft und Frieden ringt."

Sie hatte ihm die Hand gereicht; in dem überwallenden Gefühl zog der Graf dieselbe an seine Lippen und sagte dann herzlich: „Wir haben also jetzt einen Separat-Bund geschlossen, und glauben Sie mir, die Gewißheit, Sie in etwas beruhigen und erheitern zu können, wird meinem eignen Leben eine Befriedigung, ja ein Stützpunkt sein. Und nun lassen Sie mich auf Ihre äußere Behaglichkeit zurückkommen und sagen Sie mir, ob Sie in Ihrer Wohnung zufrieden sind, ob dieselbe Ihren Wünschen und Gewohnheiten entspricht."

Sie lächelte; „nein," sagte sie unschuldig, „weder den einen noch den andern. Meine Gewohnheiten sind bei Weitem einfacher, aber ich bin nicht unempfindlich gegen Schönheit und guten Geschmack, ich werde mich an das Bessere schnell gewöhnen. Was hingegen meine Wünsche anbelangt, so sage ich Ihnen offen, daß ich mit tiefem Schmerze statt in lieben, bekannten, in ganz fremden Umgebungen mich erblickte und auch nicht ein Stück, nicht das kleinste Andenken erinnerte mich an jene Zeit, wo

ich hier als ein glückliches Kind auf Graf Curt's Knieen saß. Sie wissen, seine Bücher und Mobilien, seine Kunstschätze und Sammlungen sind ein besonderes, ein theures Vermächtniß für mich, und mich beunruhigt der Gedanke, daß sie keinen ganz günstigen Platz erhalten haben in der allgemeinen Umwälzung des Hauses."

„Sie fürchten, man könne die Sachen auf die Rumpelkammer verwiesen haben?" fragte er in bitterem Tone. „Nein, seien Sie unbesorgt, solch einen Mißgriff, der eine lebenslängliche Feindschaft zwischen Brüdern herbeiführte, macht man nicht zweimal, und wenn unser Verhältniß auch so festgestellt ist, daß an seinem äußern Bestehen nichts zu ändern ist, so habe ich doch vor wenig Minuten erst noch Ihnen mein Versprechen gegeben, Ihre Wünsche zu fördern, und überall die Rücksicht zu nehmen, die man den Frauen schuldig ist. Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen und sich selbst zu überzeugen, wie man Sorge getragen hat, Alles gut zu placiren?" Er schritt, ohne eine Antwort abzuwarten, rasch Catharinen voran, ging über den Corridor und öffnete ein gegenüberliegendes Zimmer, das mit einem zweiten in Verbindung stand. Sie

waren in ganz früherer Zeit Gastzimmer gewesen, Onkel Curt hatte sie nicht benutzt, weil sie nach Norden lagen und ein wenig kalt waren. Jetzt waren hier aber mit ängstlicher Genauigkeit alle seine Sachen aufgestellt, man hatte jedem Stück denselben Platz angewiesen, den es in den früheren Räumen eingenommen hatte, und grüßend wehte Onkel Curt's Geist Catharina aus diesem Heiligthum entgegen. Mitten im Zimmer stand geöffnet sein herrlicher Flügel, dieselben Noten noch aufgeschlagen, die Catharina am Abend vor Curt's Tode gespielt und die man auf dem Pulte gelassen hatte, als das Zimmer versiegelt wurde bis zur Eröffnung des Testaments. Catharina war nicht wieder im Schlosse gewesen seit Onkel Curt's Tode, bis sie gestern als die Gebieterin eingezogen war, und Thränen entströmten aufs Neue ihren Augen, als sie sich hier unter diesen Gegenständen in eine glückliche Zeit zurückversetzt sah.

„Sind Sie zufrieden?" fragte der Graf, der eine gewisse Genugthuung fühlte bei ihrer Rührung und ihrem freudigen Erstaunen. „Entweder mußten Sie ganz in der Einrichtung des Onkels Curt leben, die ja durchaus nur dem männlichen Geist an=

gepaßt ist, und allen Luxus und kleine Bequemlichkeiten ausschließt, die die Frauen lieben, oder Sie mußten, wenn Alles unangerührt bleiben sollte, hier hinten wohnen, wo es kalt und unfreundlich ist, und wo Sie den Wald nicht sehen," fügte er fast liebreich hinzu. „Deshalb dachte ich, Sie sollten in Ihren Zimmern einer, will es Gott, heitern Gegenwart leben und hier Ihre Gedächtnißfeier halten um Ihren geliebten Todten." —

„Wie gütig, wie rücksichtsvoll sind Sie," lächelte sie durch ihre Thränen, „ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen, Herr Graf." — Herr Graf, — das Wort berührte ihn unangenehm in diesem Augenblick, er wußte selbst nicht warum. Seit sie getraut waren, hatte seine Frau ihn noch nicht genannt, und was ihm früher nie aufgefallen war, das verletzte ihn heute fast. Und doch wagte er nicht, sie zu bitten, ihn bei seinem Namen zu nennen; sie hätte das für eine Annäherung, wohl gar für einen Wunsch nach einem innigern Verhältnisse halten können, und das wollte er doch um keinen Preis. Nachdem sie aus Onkel Curt's Zimmer wieder auf den Corridor getreten waren, empfahl sich Leo, und sprach die Hoffnung aus, sie bei Tisch

zu sehen. Der Rest des Morgens verfloß Catharinen ziemlich schnell; der Graf war kaum fort, als sie schellte und befahl, den Flügel in ihr Zimmer zu transportiren, sie ließ Bücher und Gemälde hinüberschaffen, und verwandelte in kurzer Zeit ihr Zimmer in einen gar anmuthigen Sitz der Musen.

Um vier Uhr wurde ihr gesagt, daß angerichtet sei; als sie in das Eßzimmer trat, fand sie ihre Schwiegermutter und Susanna, die ihren freundlichen Gruß ziemlich ceremoniös erwiederten. Die Nähe dieser Damen lastete stets wie ein Alp auf ihr, der Gräfin kalter, abweisender Ton, ihr eisiger Hochmuth in Blick und Wort ließ Catharinens Herz erstarren, und schreckte sie von jedem Versuche einer Annäherung ab, und Susannens blasirte Gleichgültigkeit, ihr herzloser Spott bestärkten die junge Frau in dem Vorsatz, ihnen fern zu bleiben für alle Zeit. Gleich nach Catharina trat der Graf ein, und dann wurde servirt. Das Mahl ging ziemlich schweigsam vorüber, Leo war nicht so herzlich, als am Morgen und Catharina befangen. Die Gräfin führte die Unterhaltung französisch, schlug ihrer Tochter eine Landpartie vor, forderte Leo auf,

Theil daran zu nehmen, und sprach die Hoffnung aus, daß Catharina zu ihren Eltern gehen und deshalb keine lästige Zugabe sein werde.

Catharina erglühte voll tiefer Entrüstung und sagte nach einem Augenblicke des Schweigens mit ruhigem Tone in reinem und elegantem Französisch: „Sie haben es errathen, Madame, ich gehe nach dem Forsthause, und ich bitte Sie, sich gütigst erinnern zu wollen, daß ich contractlich mir vorbehalten habe, daß meine Person nie und nirgends eine Zugabe ist. Ich gebe dieselbe Freiheit, die ich selbst beanspruche, und daraus mögen Sie für kommende Fälle die Beruhigung nehmen, daß Sie in keiner Weise zu Rücksichten gegen mich verpflichtet sind.“ Die Gräfin hatte in namenlosem Erstaunen den Löffel niedergelegt. „Mein Gott, Sie sprechen ja französisch,“ rief sie verwundert, „und recht wacker, recht brav, dafür daß Sie's doch sicher hier auf dem Lande erlernt haben.“

„Ich hoffe nicht, daß Sie daran gezweifelt haben, daß ich der Sprache mächtig bin, Frau Gräfin,“ erwiederte Catharina.

Die alte Dame sah ihren Sohn triumphirend an; das war ja die Aufgeblasenheit der Bourgeoisie,

von der sie am Morgen geredet, die durchaus hoch gebildet scheinen wollte.

„Meine Mutter ist nur überrascht durch Ihre reine Aussprache,“ sagte Leo vermittelnd, „und —“

„Nein, nein,“ fiel die alte Dame ihm eigensinnig ins Wort, „ich habe wirklich nicht geahnt, daß Sie französisch verständen, denn Sie konnten doch in Ihrer frühern Jugend unmöglich wissen, daß Sie einst einen Grafen heirathen würden. Warum also sollte ich nicht daran zweifeln?“

„Einfach darum, Frau Gräfin, weil Sie in meiner Gegenwart diese Sprache redeten. Es verletzt mich nicht, daß Sie mir die Kenntniß derselben nicht zutrauten, man kann eine vollkommene Bildung des Geistes und des Herzens besitzen, ohne französisch zu sprechen, aber es befremdet mich, daß Sie es mit den Regeln des guten Tons vereinbar halten, in einem so kleinen Kreise eine Sprache zu reden, von der man voraussetzt, einer der Anwesenden verstehe sie nicht und daß man ihn auf diese Weise von der Unterhaltung ausschließt.“ —

„Sie haben Recht,“ sagte die Gräfin nach einer kleinen Pause, in welcher sie Leo's finstern Blick nicht zu beachten schien, „Sie haben seit

gestern einen Anspruch auf solche Rücksicht, und ich verdenke es Ihnen nicht, daß Sie eifersüchtig die Vortheile Ihrer neu erlangten Stellung wahren. Aber mir ist dieselbe noch so neu, ich habe mich wahrscheinlich so viel später mit dem Gedanken daran vertraut gemacht, als Sie, daß Sie es der Vergeßlichkeit einer alten Frau schon zu Gute halten müssen, wenn sie sich nicht zu jeder Zeit daran erinnert, daß auch Sie jetzt ein Wappen führen."

Catharina war ganz bleich geworden. „Ich beneide Sie um Ihre Vergeßlichkeit, Frau Gräfin," sagte sie mit bebender Stimme, „ich wollte, ich könnte sie theilen. Ich weiß nicht, wie viel Rücksicht das Wappen meines Gemahls verlangt, ich zweifle, ob ich das überhaupt begreifen werde, was ich begehrte, das war eine Rücksicht, die jede Frau für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt ist."

Leo reichte ihr die Hand. „Sie haben Recht, Catharina," sagte er fest, „und diese Rücksicht soll Ihnen werden in meinem Hause. Vergieb, Mutter, daß ich ein entscheidendes Wort rede, und endige eine Scene, die gewiß für mich am peinlichsten ist."

Die Gräfin erwiederte kein Wort, Niemand sprach wieder, das Klappern der Teller und das

Geräusch, das die ab- und zugehenden Bedienten verursachten, war die einzige Unterbrechung in dieser peinlichen Stille.

Gleich nach aufgehobener Tafel trat Catharina den Weg zu ihren Eltern an. Wie athmete sie auf, als der frische grüne Wald sie umfing mit seiner Kühle und traulichen Dämmerung, wie wurde es da still in dem unruhigen Gemüth! Ihr elastischer Geist, der eben noch den Druck der Kränkung empfunden, richtete sich wieder auf, es wurde hell in ihr und um sie her, und als der Wald sich lichtete und das Forsthaus vor ihr lag, auf dessen Schwelle die Mutter stand mit ausgebreiteten Armen, den Liebling zu empfangen, als sie des Vaters kräftige Gestalt erblickte, der ihr ein glückliches Willkommen zuwinkte, und selbst die Hunde anschlugen mit freudigem Gebell, da lag ein helles Lächeln auf ihrer Stirn, und die Welt schaute sie in diesem Augenblick an, so schön, wie vordem. Sie erwähnte kein Wort von der Scene bei Tisch; wozu sollte sie die Eltern bekümmern und sich selbst den schönen Nachmittag verderben? Sie waltete hier wie immer, als sei sie gar nicht fort gewesen; sie trug das Kaffeegeschirr von bemaltem Porzellan unter die

große Buche vor dem Hause, und lachte die alte Magd aus, die ihr das wehren wollte, weil Catharina jetzt eine „hohe Herrschaft" sei; sie stopfte dem Vater die Pfeife wie sonst, es konnte das ja Niemand so gut als sie, und beantwortete dann, während die Oberförsterin gemüthlich ihren Kaffee nahm, die vielen Fragen, die dieselbe an sie zu richten hatte. Und ihre Antworten lauteten befriedigend; heute sah die Heirath sich nicht halb so ernst an als gestern, denn Catharina erzählte nur das Gute und Angenehme, sie war hier eine ganz Andere, als in dem Schlosse in der Nähe der Gräfin, und das Benehmen des Grafen am Morgen, seine herzlichen Versicherungen, daß er Catharina stets ein Schutz sein wolle, war besonders für den Oberförster keine geringe Beruhigung. Freilich, hätten die beiden Alten Catharina in Sturzach beobachtet, so wäre der Nachmittag wohl minder heiter gewesen, aber hier vergaß die junge Frau wirklich Sorgen und Kränkungen und indem die lebendige Fröhlichkeit ihres Naturells siegend hervortrat, täuschte sie sich und Andere. — Am Abend brachte der Vater sie heim und geleitete sie in ihre Zimmer. Er sah mit einer gewissen Befriedigung umher, der

praktische Mann maß nach dem äußern Glanze auch die äußere Achtung ab, die man damit seinem Herzenskinde bewiesen. Ein tieferes Gefühl war darnach freilich nicht zu bemessen, allein das wollte ja auch weder er noch Catharina, in diesem Verhältnisse konnte überhaupt nur von Äußerlichkeiten die Rede sein. Als der Vater sich entfernt hatte, war es zehn Uhr, aber Catharina konnte unmöglich schon zu Bett gehen an dem schönen Abend. Sie ließ Licht bringen und setzte sich an den Flügel; sie hatte nie einen andern Lehrmeister gehabt als Onkel Curt, aber der Graf, der ein ausgezeichneter Musiker war, der in seinen jüngern Jahren viel gehört hatte und unterstützt wurde durch einen vortrefflichen Geschmack, hatte seinen Zögling wie in Allem auch in der Musik zu einem bedeutenden Grade ausgebildet. Sie spielte ein Beethoven'sches Adagio; rein und innig schwebten die Töne durch die milde Sommernacht, und unten in dem dunkeln Garten stand Leo und lauschte voll stummer, freudiger Bewunderung auf die Klänge, in denen Catharina's reine, jungfräuliche Seele zu liegen schien. Er war wie festgebannt an der Stelle, er stand auch dann noch da, als die Töne längst ver=

stummt waren. Catharina begann ihr Spiel nicht aufs Neue und der Graf ging endlich, im Innersten erregt, ins Haus.

Als Catharina dem Kammermädchen schellte, damit ihr diese, wie sie am Morgen versprochen, behülflich sein könne, sagte das Mädchen schmeichelnd: „Wie schön haben Ew. Gnaden gespielt; der Herr Graf haben die ganze Zeit unten gestanden und zugehört, ich stand auch im Park, mein Gott, unsereins hat ja auch mal frische Luft nöthig, aber ich wagte gar nicht an ihm vorbei zu gehen, so andächtig hörte er zu."

Dunkle Gluth hatte Catharinens Gesicht übergossen. „Sind die Herrschaften denn schon zurück von ihrer Landpartie?" fragte sie statt zu antworten.

„Ja wohl," entgegnete das Mädchen, „aber nur die Frau Gräfin und die Comtesse sind ausgefahren, der Herr Graf sind den ganzen Nachmittag zu Haus gewesen."

Catharina empfand ein wohlthuendes Gefühl bei der Nachricht, daß der Graf nicht Theil genommen an der Partie, von der man sie, seine Gattin, so geringschätzend ausschließen wollte, sie sah ein

richtiges Schicklichkeitsgefühl, eine zarte Genugthuung darin, die sie wohl zu würdigen wußte.

Am nächsten Morgen stattete der Graf ihr wiederum einen Besuch ab; sie konnte es sich nicht verhehlen, er war viel, viel herzlicher und liebenswürdiger, wenn er allein mit ihr war, und deshalb war auch sie anders. Er sprach von ihrem Spiel, wie wunderbar es ihn bewegt habe, er bat sie um Verzeihung, daß er nicht gleich dafür gesorgt habe, daß der Flügel in ihrem Zimmer aufgestellt werde, aber er sagte ihr offen, er habe daran gezweifelt, ob sie Gelegenheit gehabt habe, in der tiefen Einsamkeit, in der sie aufgewachsen sei, ein solches Talent zu bilden, um so mehr, da er in ihrem elterlichen Hause nie ein Instrument bemerkt habe.

„Es stand auf meinem Zimmer," sagte sie, „aber Sie haben Recht, ich würde schwerlich die Gelegenheit und die Mittel gefunden haben, hier mein Talent und mein geringes Wissen auszubilden, wenn Graf Curt nicht mit unbeschreiblicher Liebe und Aufopferung sich diesem Geschäft unterzogen hätte. Was ich weiß und bin, bin ich durch ihn, und was er in Geist und Herz gepflanzt, das sind

Blumen, die auch ein sonst leeres oder verfehltes Dasein mit Glanz und Duft schmücken."

Er sah traurig vor sich nieder. „Aber das meinige ist ja nicht leer," fuhr sie begütigend fort, „so lange ich meine Eltern habe, bleibt mir noch eine schöne Aufgabe zu erfüllen, und die Natur hat mir überdies ein glückliches, fröhliches Temperament verliehen, das zäher ist, als das Unglück."

„Wie groß sind Sie in Ihrer heitern Ergebung," sagte er bewundernd, „wie klar und mild und stark. Ich könnte Viel von Ihnen lernen, mein Leben liegt vor mir wie ein wüstes Chaos; Hoffnung und Zweifel, unverstandene Wünsche und ein ewiges Unbehagen, neue Ansichten und alte Vorurtheile liegen in buntem Durcheinander vor mir, und ich weiß nicht zu sondern und zu lichten, ich weiß nicht, was mein Lebensprincip werden soll; mein Temperament, nicht so glücklich und fröhlich wie das Ihre, wird, fürchte ich, besiegt in diesem wunderbaren Drängen und Wogen."

„Das verhüte Gott," sagte sie erschrocken, „ein Mann, ein rechter Mann, weiß immer das Rechte zu finden, sein Geist wird durch das Feuer der

Leidenschaften nur geläutert, nicht verzehrt, und ein guter und gerechter Sieg giebt den Frieden."

Ein eintretender Bedienter unterbrach sie; er brachte einen Brief für sie, und es schien Leo, als ob sie erröthete, indem sie einen Blick auf das zierlich gefaltete Couvert warf, das sie neben sich auf den Tisch legte. Er hätte gern gewußt, woher der Brief sei, er trug keinen Poststempel, aber er wagte nicht zu fragen, sondern brach rasch auf, um sie durch seine Gegenwart nicht am Lesen zu verhindern. Es waren auch beinahe zwei Stunden verflossen, wie er voll Erstaunen bemerkte, als sein Blick auf die Uhr fiel, die auf dem Kamin stand; ein längerer Besuch wäre kaum schicklich in seinen Augen gewesen.

Als Catharina bei Tisch erschien, waren ihre strahlenden Augen leicht geröthet, man sah, sie hatte geweint. Die Gräfin gab nicht Acht darauf, aber Leo blickte sie voll Besorgniß an, und nahm nur zerstreut Antheil an dem Gespräch, welches seine Mutter wie gewöhnlich leitete. Gegen Ende der Mahlzeit wandte Catharina sich mit der Bitte an ihren Mann, ob sie am Nachmittage den Wagen benutzen könne, da sie eine weitere Ausfahrt vorhabe.

„Das trifft sich ja unangenehm,“ fiel die alte Gräfin ein, „ich beabsichtigte ihn selbst zu gebrauchen, da ich einen Besuch mit Susanna machen will. Sind Sie denn so sehr an das Fahren gewöhnt, mein Kind? Man sollte denken, ein tüchtiges Landmädchen sei auch eine tüchtige Fußgängerin und der Anton könnte Ihnen ja folgen.“

„Mutter,“ rief Leo, und die Entrüstung klang aus seiner Stimme, „wie kannst Du denken, von mir denken, daß ich vergessen könnte, was ich einer Dame überhaupt, was ich der Herrin dieses Schlosses, was ich vor Allem meiner Frau schuldig bin?“ Bei den letzten Worten klang seine Stimme weich, fast innig, und Catharina fühlte sich sonderbar erregt von diesem Wort. Sie war wie mit Gluth übergossen, sie wagte gar nicht ihn anzusehn, und er fuhr zu ihr gewandt fort: „Befehlen Sie, wann der Wagen bereit sein soll, ich werde selbst Sorge tragen, daß man pünktlich ist.“

Ein dankbarer Blick belohnte ihn; „ich möchte bitten um vier Uhr, sagte sie, ich beabsichtige nach Barnrode zu fahren, von woher ich die Nachricht erhalten habe, daß meine Freundin dort angekommen ist.“

„Nach Barnrode?“ fragte die Gräfin, „das ist aber gerade der entgegengesetzte Weg, den ich zu machen gedenke; da Du die Sache so rasch entschieden hast, Leo, willst Du nun auch die Güte haben zu bestimmen, wie wir Beide zu gleicher Zeit zum Ziel kommen?“

„Wie Du zum Ziel gelangst, liebe Mutter, überlasse ich Dir, denn der Wagen, den Du beanspruchst, bleibt natürlich zu Deinen Diensten. Wir werden binnen sechs Wochen ja einen zweiten aus der Stadt bekommen, bis dahin müssen wir uns einrichten, so gut es geht.“

„Und wie willst Du es heute einrichten?“ fragte Susanna.

„Ich nehme den Jagdwagen mit den beiden Schwarzen.“

„Das geht ja nicht!“ rief die Gräfin, „es sind ja nur zwei Plätze darin, Catharina kann nicht neben dem Kutscher sitzen, das ist ganz gegen meine Principien.“

„Aber nicht gegen die meinigen,“ erwiederte Leo, „und hoffentlich giebst Du nach, wenn ich Dir sage, daß ich selbst fahren werde.“

Ein Zug des Mißmuthes flog über das Gesicht

der Gräfin, Susanna konnte ein kleines schadenfrohes Lächeln nicht unterdrücken. „Du selbst?“ fragte die Erstere, „nein, Leo, geniren sollst Du Dich nicht meinetwegen, da bleibe ich zu Haus.“

„Das thue nicht, Mutter, denn den Jagdwagen nehme ich in jedem Fall, und lasse mir mein Recht, meine Frau selbst zu fahren, nicht streitig machen, nun sie es mir einmal gewährt hat,“ sagte er galant.

Die Gräfin sah besorgt zu Susanne hinüber, der Wind hatte, wie es ihr schien, so plötzlich umgesetzt, daß sie innerlich mißmüthig und böse auf ihren Sohn war.

„Aber, wo willst Du denn bleiben, Leo, willst Du Dich dort eindrängen, ein zärtliches, interessantes Wiedersehn stören, blos um der Manie zu genügen, den Kutscher zu spielen?“

Er blickte flüchtig zu Catharina hinüber, doch diese ermuthigte ihn nicht, denn sie wünschte Felicitas allein zu sehn. „Vorstellen kann ich Sie heute doch nicht,“ sagte sie zu ihm, „denn Frau Hersking ist krank, und wird Niemanden annehmen, der ihr nicht nahe steht. Und den Wagen zweimal den Weg machen zu lassen, ist so umständlich, daß ich lieber bis morgen warte.“

„Und auch dann würde ich Sie fahren," entgegnete er in bestimmtem Ton. „Ich werde mich eine halbe Stunde weiter nach Weddendorf begeben und hole Sie Abends in Barnrode ab."

Die Gräfin verwünschte in der Stille ihre Spazierfahrt, sie wäre zehnmal lieber zu Haus geblieben, als daß sie die beiden jungen Leute allein mit einander gesehen hätte, denn Leo's Pflichtgefühl fing an, eine bedenkliche Färbung anzunehmen. Ach, und bei all dem Unglück, bei all den Demüthigungen war es ihr einziger tröstlicher Gedanke gewesen, daß dieses Kind aus dem Bürgerstande, das so keck und schlau in ihre alte ehrwürdige Familie sich gedrängt, nur den Namen, nur den kargen Schein, aber niemals die Rechte und das Ansehn einer Gräfin Sturzach haben würde. Es war ihrem Stolze eine traurige Genugthuung, daß Leo dieser Niedriggebornen ewig fremd, ewig fern bleiben würde, daß nie eine Gemeinschaft sein könne zwischen dem Grafen und dem Försterkinde. Und nun ging Catharina ruhig ihren Weg, nicht scheu, nicht demüthig und dienstbeflissen; freundlich und fest, und Leo behandelte sie mit einer Aufmerksamkeit, als sei sie Seinesgleichen und zähle sechszehn Ahnen.

Die Gräfin verlor sich ganz in ihre bittern Betrachtungen und an ihrer Statt nahm Susanna das Wort.

„Wen wollen Sie denn in Barnrode besuchen?“ fragte sie Catharina.

„Frau Hersking, die Besitzerin des Gutes, und ihre Enkelin, Felicitas Gerland, meine Freundin,“ war die Antwort.

„Ah, das ist ein schönes Mädchen,“ rief Susanna, „ein bischen bleich und stolz, aber distinguirt, ich liebe das. Sie ist doch die Tochter des Banquiers Gerland in A....?“

Catharina bejahte.

„Sie macht eine glänzende Partie,“ sagte Susanna wieder.

„Sie ist eine glückliche Braut,“ erwiederte Catharina betonend.

„Sie sagen das so languissant, meine Liebe, sie scheinen sehr viel von dem Glück zärtlicher Bräute zu halten?“

Catharina sah ihre Schwägerin ernst an. „Gewiß,“ sagte sie, „ich glaube in der Liebe liegen die Triebfedern zu allem Guten und Großen, was die Menschenbrust erfüllt. Gute Früchte tragen

kann unser Streben immer, aber die Liebe trägt schönere Blüthen als die Pflicht, der häufig der Sonnenschein des Glückes fehlt."

„Sie mögen Recht haben," erwiederte Susanna und suchte ihres Bruders leuchtenden Blick durch ein leises Gähnen zu entkräften, „ich ergehe mich über Tisch nicht gern in so ernsten Gedanken. Warum hat denn die „glückliche Braut" die Stadt und den Geliebten verlassen?"

„Frau Hersking hat leider vor drei Tagen einen Schlaganfall gehabt und man hat eiligst ihre Enkelin zu ihr beschieden, bei deren Ankunft sie indessen schon ziemlich wieder hergestellt gewesen ist. Felicitas wagt aber doch nicht, die alte Frau schon heute zu verlassen, und bittet mich daher, nach Barnrode zu kommen."

„Kennen Sie den Sohn des Kriegsministers, den Rittmeister von Roda?"

„Nein," sagte Catharina, „aber er soll ein liebenswürdiger, gescheuter Mensch, ein braver Officier und ein schöner Mann sein."

„Viel auf einmal," lachte Susanna, „eine andere Lesart sagt: er ist ein hübscher Cavalier, aber ohne Ernst und Zuverlässigkeit, schnell geneigt zu lieben

und noch schneller zu vergessen, den Genuß erfassend, wo er sich ihm bietet, unbekümmert um den nächsten Augenblick."

Catharina sah erschrocken ihren Mann an, sie hatte sich schon daran gewöhnt seit ihrer zweitägigen Ehe, bei ihm Schutz und Hülfe zu suchen.

Er verstand ihren Blick. „So schlimm ist es nicht," sagte er beruhigend. „Ihr Urtheil ist im Ganzen ein richtiges, er soll wirklich ein gutes, liebenswürdiges Gemüth besitzen, dem allerdings eine gewisse Portion Leichtsinn und Genußsucht beigemischt ist, die jedoch einmal ihren Grund in seiner von jeher bevorzugten Stellung und dann in seinem lebhaften, leidenschaftlichen Temperament, was nur ein ernster Wille ganz und rechtzeitig zügeln kann, ihren Grund findet. Er ist von jeher getragen vom Glücke; verwöhnt von den Eltern, geliebt von seinen Freunden und von den Frauen vergöttert; er ist hinreichend ausgestattet mit innern und äußern Mitteln, um seinen Wünschen und Begehren Erfüllung zu verschaffen, und da er gewiß selten auf Hindernisse gestoßen ist, mag er auch eben so wenig zu der ernsten Überlegung gekommen sein, ob diese Wünsche wohl alle eine sittliche Be-

rechtigung hatten. Glauben Sie mir, dieser Mann muß einen ungewöhnlichen Fond in sich haben, daß er das geworden ist, was er ist, und da Sie vorhin ganz richtig in der Liebe die Triebfedern zu allem Edlen und Guten suchten, so dürfen Sie sich auch getrost der Hoffnung hingeben, daß dieselbe die letzten Schlacken aus seinem Leben hinauswirft, und Fräulein Gerland gewiß eine gute Wahl getroffen hat."

Catharina blickte ihn erleichtert an. „Das gebe Gott," sagte sie, „Felicitas würde eine Täuschung büßen mit ihres Herzens ewigem Frieden. Sie ist eine zarte Natur, sie hat zu wenig Elasticität des Fühlens und Denkens, um jemals einen solchen Schlag zu verschmerzen und nur den Versuch zu machen, sich an dem aufzurichten, was ihr sonst noch im Leben geblieben."

„Es ist nicht Jedem gegeben," sagte der Graf, „aber ich preise das Weib glücklich, das eine weise Lebensphilosophie neben einem tiefen Gemüthe besitzt, und tausendmal glücklich den Mann, dem solch ein Weib zu Theil wurde. Man kann das Glück nicht zwingen, uns zu dienen, aber der heitere Muth mit dem man Widerwärtiges bekämpft oder

erträgt, das liebenswürdige Bemühen, überall, bei allen Zuständen die beste freundlichste Seite zu entdecken und festzuhalten, das sind Eigenschaften, die wenigstens die Zufriedenheit locken."

Mit einigem Geräusch hob die alte Gräfin die Tafel auf, das Gespräch nahm eine ihr nicht angenehme Wendung.

„Warum war Frau Hersking mit ihrer Enkelin nicht auf Ihrer Hochzeit?" fragte sie Catharina.

„Sie spürte schon damals ein Unwohlsein und Felicitas wollte ich ihrem Glücke nicht entreißen."

„Frau Hersking ist eine charmante Frau, auch leidlich gebildet, so viel ich mich aus frühern Jahren entsinne, ich begreife nicht, wie sie so ganz meinem Gedächtnisse entfallen konnte. Einen Besuch werde ich ihr doch machen; was meinst Du, Susanna, geben wir unsere Fahrt auf und vereinigen uns mit Catharina?"

„Für heute müßte ich das doch ablehnen, Frau Gräfin," fiel Catharina ein, „ich bin speciell eingeladen zu Felicitas, Frau Hersking dagegen ist noch leidend und nimmt sicher keinen Besuch an."

Die Gräfin maß sie befremdet vom Kopf bis zu den Füßen. „Ich hoffe, Frau Hersking ist ver=

ständig genug, die Ehre meines Besuches, den ich ihr schenke wie den adligen Gutsbesitzern, auch als eine solche zu würdigen."

Catharina zuckte leicht die Achseln. „Ich weiß es nicht, Frau Hersking hat darüber ihre eignen Ansichten; Sie werden eben so freundlich empfangen sein, wie jede Andere, denn Frau Hersking sieht gern Gäste, aber Sie werden auch eben so sicher nicht angenommen werden, sobald dieselbe in irgend einer Weise durch Besuch genirt ist. Sie ist sechsundsiebenzig Jahr alt, schwach und jetzt krank, und beansprucht daher mehr Rücksicht, als sie selbst gewähren kann."

„Nun, dann ist es am besten, wenn Sie mit Leo in dem Jagdwagen fahren," erwiederte die Gräfin mit merkwürdiger Consequenz, „und damit werden hoffentlich die Rücksichten nach allen Seiten hin erfüllt sein." Sie rauschte, von Susanna gefolgt, hinaus. Auch Catharina verließ das Zimmer, ihr war nach dieser Äußerung der Gräfin ein Zusammensein mit Leo peinlich, wenigstens in diesem Augenblick.

Um vier Uhr fuhr der Jagdwagen des Grafen vor dem Schlosse vor. Fast gleichzeitig kamen Leo

und Catharina die Treppe herab, und er half ihr selbst hinein. Die ganze Schloßbewohnerschaft war durch dies Ereigniß aufgeregt; hinter Stallthüren und Küchenfenstern lugten neugierige Gesichter hervor, und selbst die Gräfin verschmähte nicht, von den Vorhängen versteckt, nach dem jungen Paar zu lorgnettiren. Catharina war so frisch und reizend, es war kaum möglich für einen jungen Mann, ihrer Schönheit auf die Länge zu widerstehen, noch dazu, wenn dieser Mann neben seinen Wünschen auch Rechte auf sie hatte. Die Gräfin stieß einen tiefen Seufzer aus, als sie sich das eingestand; der Gedanke, daß sie die Herrschaft jemals an Catharina abtreten könne, erfüllte sie mit Verzweiflung, und deshalb hütete sie ängstlich die Schranken, die noch zwischen den Gatten bestanden.

In der Gesindestube herrschte dagegen großer Jubel. „Gottlob,“ sagte die dralle Lene, es that wahrhaftig Noth, daß sie mal zusammen sind, die Leute glauben es ja gar nicht, daß sie Mann und Frau sind. Wenn sie nur mal allein sind, da werden sie schon mit einander sprechen, wer getraut sich denn das vor der alten Gräfin, die vor purem Hochmuth auf den Hacken geht, rechts und links

schaut und Gesichter schneidet, daß man vor Angst die Worte vergißt, die man auf der Zunge hatte."

„Können sie denn nicht in ihrer Stube allein sein?" fragte der Bediente Anton mit spöttischer Zurechtweisung.

„Nein," erwiederte das Mädchen, „das ist es ja gerade. Des Morgens fragt er, wie sie geschlafen hat, er sitzt auf dem einen Stuhle, sie auf dem andern, und da rührt sich Keines weg. Oder nennst Du das allein sein, wenn die Kammerjungfer vor dem Schlüsselloch sitzt und lauert, und die drinnen merken das?"

„Thut sie das? sieh mal Mamsell Lisette, die kann also mehr als Brod essen!" sagte der Bediente.

„Eigentlich kann es die alte Gräfin," sagte das Mädchen, „denn als Frau Grimpel heute früh die Lisette attrapirte, da sagte sie, die alte Gräfin hätte es befohlen, sie mögte immer gleich eintreten, wenn der Graf seiner Frau die Hand küßte, das wäre der jungen Gräfin auch lieber."

Der Bediente lachte laut auf. „Was die alten Weiber klug sind," sagte er, „und wie bange, daß

eine Andere geküßt wird, wenn sie selbst nichts mehr zu erwarten haben. Laßt sie nur spazieren fahren, die Beiden, da wird's die junge Gnädige schon lernen, was ein Schmatz ist," und dabei küßte er Lene so herzhaft auf die Wange, daß es einen weißen Fleck darauf gab.

Inzwischen war das junge Paar in Barnrode angelangt; während ein Diener die Pferde hielt, eilte Felicitas die breite Steintreppe hinab und im nächsten Augenblicke lag sie an Catharina's Herzen. „Gott segne Dich," flüsterte diese, „Gott segne Dich, Du glückliche, glückliche Braut, und lasse Dich Dein Lebelang so herzensfroh wie heute; und mir, Felicitas, mir lasse ein Stückchen von Deiner Liebe, sonst kann ich mich Deines Glückes nicht freuen, wie ich muß."

Fest drückte die junge Braut die Freundin an ihr Herz, als solle sie fühlen, wie dort die Freundschaft lebte trotz des neuen Gefühls, das es jetzt beseelte.

Der Graf stand einige Schritte entfernt, aber als Catharina sich nun aufrichtete und er ihr liebliches Gesicht von Thränen übergossen sah, da stieg ein Gefühl in ihm auf, halb Zorn halb Schmerz,

dessen er kaum Meister werden konnte. Es war ja natürlich, daß sie weinte, wenn sie ihr Schicksal dem von Felicitas verglich; aber die Erinnerung daran, daß sie unglücklich war, verursachte ihm ein unangenehmes Gefühl, die Fahrt war so hübsch gewesen, er hatte es da ganz vergessen.

Catharina fühlte aber doch, daß eine Vorstellung, ein paar einleitende Worte nöthig seien, sie trocknete rasch ihre Thränen, trat auf den Grafen zu und sagte: „Felicitas, dies ist mei — Graf Sturz — mein Mann," verbesserte sie endlich, gewaltsam das gefürchtete Wort herausbringend.

Wie ein heller Sonnenstrahl flog es über Leo's Gesicht, ein rascher Druck der Hand lohnte Catharinen das freundliche Wort, er redete mit Felicitas einige Worte, sprach den Wunsch aus, in Gesellschaft Catharina's einen Besuch abstatten zu dürfen, sobald Frau Hersking's Gesundheitszustand es erlaubte, und fuhr dann mit dem Versprechen, seine Gattin Abends abzuholen, fort.

Die beiden Freundinnen traten in's Haus; obgleich es nach fünf Uhr war, so schlief Frau Hersking noch, denn wegen ihrer Schwäche, die große Ruhe erforderte, wurde das Nachmittags=

schläfchen nicht wie wohl sonst unterbrochen, die Beiden hatten also Zeit, sich auszusprechen. Sie hatten sich zuletzt gesehen, als Catharina's trübe Brautzeit begann, seitdem hatte sich Vieles geändert, und ob sie gleich häufig einander geschrieben, so blieb doch Manches zu fragen und zu berichten.

Felicitas redete zumeist, ihr reiches Glück machte sich in Worten Luft, sie wurde nicht müde zu erzählen, wie süß das Leben jetzt sei, wie neu, wie beseligend. „O, Du solltest ihn sehen, Catharina," sagte sie, „wie schön, wie froh, wie herzgewinnend er ist. Gut wie ein Kind und stolz wie ein Mann, wohl mal überbrausend in kecker Lust, und doch weich, doch mild, wo Du zu seinem lieben, lieben Herzen sprichst. O, ich kann sie nicht beschreiben, die süße Sicherheit, die mich erfüllt, wenn ich an seiner Brust ruhe; da fühle ich, das ist die Stätte, die mein ist, da wohnt mein Glück und meiner Seele Heil, da bin ich geborgen vor allen Stürmen der Welt, da bin ich in Gottes Hut."

Catharina schwieg, sie war allein und blieb es, sie hatte keine Stätte, an der sie hätte ruhen können und Schutz und Liebe finden, sie nickte nur stumm, Felicitas möge fortfahren. Aber diese

fühlte mit ihr, sie machte sich Vorwürfe, daß sie in selbstsüchtigem Entzücken der Freundin weh gethan und fragte leise, ihre Hände ergreifend: „Und Du, Catharina, und Du?“

„Ich trage es, Felicitas, ich bin zufrieden jetzt. Sieh, es ist natürlich, daß mich die Schwäche übermannt, wenn ich zurückschaue auf meine vergangenen Träume und mein jetziges Leben, wenn ich neben mir sehe, wie glücklich ein Weib werden kann, wenn ich Dich jubeln höre, und ich muß mir gestehen: dir ist das Alles versagt. Meinen Eltern klage ich nicht; soll ich sie noch tiefer beugen, wenn sie sehen, ihr einziges, geliebtes Kind verzagt an seinem Schicksal? Dem Grafen zeige ichs nicht, wenn mich Traurigkeit beschleicht, er hat ein Opfer von mir annehmen müssen, ich darf es ihm nicht drückend machen durch Thränen. Ich bin auch nicht geradezu unglücklich; wenn ich Dich reden höre, so ist mirs wie Heimweh ums Herz, als hörte ich eine süße, bekannte Melodie, die ich nirgend hinzubringen weiß, wie ich mich auch abmühe.“

Felicitas schloß sie in ihre Arme. „Sag, Catharina, ist Dein Mann wenigstens äußerlich rücksichtsvoll und aufmerksam gegen Dich?“

„Sehr," erwiederte sie, „ich bin oft gerührt über seine Bemühungen; ich weiß sehr wohl, was das heißt, sich abmühen ohne Liebe. Er behandelt und vertritt mich auf die einfachste, würdigste Weise der Gräfin gegenüber, er begegnet mir mit der zartesten Achtung und ich glaube wirklich, daß er einen ehrenwerthen Charakter hat."

„Weißt Du wohl, Catharina, daß er ein sehr hübscher Mann ist?" fragte Felicitas.

Die junge Frau erröthete; „ich glaube es auch," sagte sie schüchtern, „früher hatte sein Ernst etwas Zurückschreckendes für mich, jetzt flößt er mir Vertrauen ein, und wenn er lächelt, hat er etwas Gutes, Liebenswürdiges."

„Er lächelt jetzt wohl öfter?"

„Felicitas!" rief Catharina abweisend.

„Nun, was wäre denn dabei?" entgegnete diese beschwichtigend, „wäre es denn eine Unmöglichkeit, daß er Dich lieben lernte, ist es nicht vielmehr unwahrscheinlich, daß er ewig kalt bei Deiner Schönheit und Güte bleibt? Nein, schüttle nicht den Kopf, Catharina, bitte vielmehr Gott, daß er es so wendet. Oder willst Du, daß Alles, was Du beschworen und gelobt, Lüge und Schein bleiben

soll zeitlebens? Ich glaube wohl, daß wir Katholiken die Ehe als ein noch heiligeres, festeres Band betrachten als ihr, aber so locker darf es doch auch für den Protestanten nicht sein, daß Du nicht wenigstens wünschtest, Du möchtest in der That das fühlen und halten, was Du versprochen."

Da tönte die Klingel. „Gottlob, Frau Hersking ist erwacht, Du machst mir ganz angst und bange, Felicitas, ich weiß nicht, was ich wünschen soll und darf."

Die beiden Freundinnen gingen zu der alten Dame hinein, die erwacht und ziemlich gestärkt war. Sie hatte Catharina noch nicht gesehen seit deren Verheirathung, das Gespräch nahm bald wieder die alte Wendung. Übrigens war Catharina erfreut, daß Felicitas bis zu ihrer Hochzeit, die für den Herbst angesetzt war, in Barnrode bei der Großmutter bleiben solle. Da das junge Paar eine Reise nach der Trauung machen wollte, so war die Verbindung bis zum September hinausgeschoben, wo dem Rittmeister ein längerer Urlaub bewilligt werden konnte, und die Zwischenzeit sollte Felicitas der Großmutter und der Pflege ihrer eigenen, etwas zarten Gesundheit widmen, die in Folge der

gewaltigen Aufregungen etwas angegriffen war. Frau Hersking schien sich fast ganz erholt zu haben, und wenn sie ihre Enkelin anblickte, wenn sie hörte, wie froh ihr Schwiegersohn war, wie liebevoll der Kriegsminister und seine Gattin Felicitas als Tochter aufgenommen hatten, da verjüngte sich ordentlich das Gesicht der alten Frau.

Um halb neun Uhr meldete der Bediente, daß der Graf in den Schloßhof gefahren sei, um seine Gemahlin abzuholen, und Catharina nahm Abschied von ihren Freunden. Über den Feldern lag schon die Ruhe des Abends, als sie dahin fuhren; hier und da tauchte ein Stern an dem klaren Himmel auf, nicht der leiseste Luftzug bewegte das Laub der Bäume. Catharina fühlte sich wunderbar beklommen an ihres Mannes Seite, sie hätte etwas darum gegeben, daß er geredet hätte, aber er schwieg und sah sie nur dann und wann an, und sie selbst konnte kein Gespräch finden. Und doch wünschte sie nicht gerade, daß die Fahrt beendet sein möge, sie wünschte nur, ihr Herz hätte weniger geklopft und ihre Befangenheit hätte nachgelassen. Als sie Sturzach schon ganz nahe waren, fuhr der Graf plötzlich langsamer. „Sie haben heute das schimmernde

Glück der Jugend ganz in der Nähe geschaut," sagte er ernst, „ich kann es Ihnen nachempfinden, was Sie dabei gefühlt haben. Sie kehren in mein freudloses Haus zurück, wie ein Verurtheilter, dem man von fern die lachende Welt gezeigt, in sein Gefängniß. Ein Mann soll nicht rückwärts schauen, nur vorwärts, immer vorwärts, und deshalb gebe ich mich der Reue nicht hin, daß ich Ihr blühendes Leben an das meine knüpfte. Als ich das Opfer begehrte, da wußte ich nicht, wie groß es war, ich kannte Sie ja nicht, und was mir heute wie Selbstsucht erscheint, das war damals kindliches Pflichtgefühl bei mir. Jetzt habe ich nur einen lebhaften Wunsch, nur ein Ziel, daß Sie in meinem Hause eine Heimath finden."

„Gewiß, sie soll es werden," versicherte Catharina gerührt, „wie könnte ich fremd und undankbar bleiben, wo ich so viel freundliche Sorge finde."

„Sie finden mehr, Catharina, bei Gott, Sie finden mehr," flüsterte er hastig, und ergriff ihre Hand.

Da hielten sie vor dem hohen Portale, die Dienerschaft eilte mit Licht herbei, und als der Graf seine Gattin aus dem Wagen hob, ruhte sie

einen Augenblick länger in seinen Armen und an seinem Herzen, als wohl nöthig gewesen wäre. Er begab sich, ohne noch bei seiner Mutter vorzusprechen, in seine Zimmer, nachdem er zögernd Catharina vor den ihrigen gute Nacht gewünscht. Aber an Schlafen war noch nicht zu denken, er fand eine erstickende Hitze in den hohen Räumen, trotzdem, daß der Diener versicherte, die Fenster seien den ganzen Abend geöffnet gewesen. Eine rastlose Unruhe trieb ihn hin und her, das Alleinsein war ihm unerträglich, und doch verlangte ihn nicht, seine Mutter oder Schwester noch zu sehen. Vergebens hoffte er, daß Catharina noch Clavier spielen würde, drüben blieb Alles still. Ermüdet warf er sich endlich auf sein Lager, und zuletzt kam der Schlaf, ein freundlicher Traum zog vorüber an seiner Seele, ein liebliches Bild grüßte ihn mit herzigem Blick, eine weiche Stimme sagte wieder: „Das ist mein Mann,“ und Leo lächelte und flüsterte glückselig: „Catharina!“

Ende des ersten Bandes.

Raimund, Golo,

Zwei Bräute Novelle

Bd.: 1

Hannover 1857